

Studienkreis Rundfunk und Geschichte e.V. (Hg.)

2018 | 3-4

2018

<https://doi.org/10.25969/mediarep/18412>

Veröffentlichungsversion / published version

Teil eines Periodikums / periodical part

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Studienkreis Rundfunk und Geschichte e.V. (Hg.): 2018 / 3-4, Jg. 44 (2018),
Nr. 3-4. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/18412>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Creative Commons -
Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0/
Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz
finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>

Terms of use:

This document is made available under a creative commons -
Attribution - Share Alike 4.0/ License. For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>

Rundfunk und Geschichte

Nr. 3-4/2018 • 44. Jahrgang

Autorinnen und Autoren dieses Heftes

Kathrin Fahlenbrach, Prof. Dr., lehrt Medienwissenschaft am Institut für Medien und Kommunikation an der Universität Hamburg. In ihrer Forschung befasst sie sich unter anderem mit der Rolle von Bildern und Medien in Protesten, mit Metaphern und Ikonen in der Medienkultur sowie der Ästhetik und Wahrnehmung von Medien und ihrer Geschichte. Sie publizierte u.a. „Medien, Geschichte, Wahrnehmung. Ein Lehrbuch zur Mediengeschichte“, Wiesbaden 2019, sowie die Sammelbände „Protest Cultures. A Companion“, Oxford/New York 2017 (mit Martin Klimke, Joachim Scharloth) und „Media and Revolt. Strategies and Performances from the 1960s to the Present.“, New York/Oxford 2014 (m. Rolf Werenskjöld/Erling Sivertsen). E-Mail: kathrin.fahlenbrach@uni-hamburg.de

Christina Klein, M.A., geb. 1988 in Luxemburg. Studium von Geschichte und Musikwissenschaften an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf sowie der Robert Schumann Hochschule Düsseldorf. Seit 2014 promoviert sie im Fach Geschichte zum Thema „Der Rundfunk und der Sender Luxemburg in Luxemburg 1940-1945“. Gefördert wird die Dissertation von der Konrad-Adenauer-Stiftung. E-Mail: christina.klein@uni-duesseldorf.de

Richard Legay, born 1992, graduate from the University of Luxembourg and from Trinity College Dublin, is a PhD Candidate in Contemporary Media History at the C²DH, the Luxembourg Centre for Contemporary and Digital History, at the University of Luxembourg. His thesis, carried under the supervision of Prof. Dr. Andreas Fickers, is looking into the transnational history of commercial radio stations (RTL & Europe n°1) and popular culture in Western Europe in the 1960s. E-Mail: richard.legay@uni.lu

Nils Theinert, geb. 1990, tätig als Doktorand, Dissertation zu: Aussteigen. Orte, Strategien und Rezeption alternativer Lebensführung seit den 1960er Jahren in Westeuropa und Nordamerika (in Arbeit). E-Mail: nilstheinert@web.de

Philipp Seuferling, born in 1994, M.Sc., is a PhD student in Media and Communication Studies at Södertörn University, Stockholm. Philipp has studied Media and Communication Studies as well as Finno-Ugric Studies at the universities of Hamburg, Helsinki and Lund. He is a member of the international research networks „Entangled Media Histories“ (Lund, Hamburg, Bournemouth) and „Media and Migration in the Baltic Sea Region“ (Lund, Hamburg, Stockholm, Jyväskylä, Aarhus). Currently, he is a visiting PhD at Hans-Bredow-Institute of Media Research and at the University of Hamburg. E-Mail: philipp.seuferling@sh.se

Martin Stallmann, Dr., geb. 1982. Medien- und Zeithistoriker. Dissertation „Die Erfindung von ‚1968‘. Der studentische Protest im bundesdeutschen Fernsehen, 1977-1998“, Göttingen 2017. Von 2010 bis 2017 wissenschaftlicher Mitarbeiter und wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl für Zeitgeschichte, Universität Heidelberg. Seit 2018 Management-Trainee bei der Bundesagentur für Arbeit. E-Mail: zeitgeschichte@martinstallmann.de

Stephan Summers, geb. 1988, studierte Musik und Anglistik/Amerikanistik für das Lehramt sowie Instrumentalpädagogik Orgel an der Hochschule für Musik Detmold und an der Universität Paderborn. Seit 2016 ist er im Wissenschaftsmanagement an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz tätig. Außerdem arbeitet er als wissenschaftliche Hilfskraft im Rahmen des von der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz geförderten und an der Universität Frankfurt angesiedelten Editionsprojekts OPERA an der Edition von Carl Zellers Operette „Der Vogelhändler“. E-Mail: ssummers@students.uni-mainz.de

Susanne Wegner, MA, studierte Online-Journalismus an der Hochschule Darmstadt und Medienkultur- und Kunsttheorien in Linz/Donau. Seit 2013 ist sie Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Studiengang Journalistik an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt und beschäftigt sich in ihrer Doktorarbeit mit der aktuellen Holocaust-Berichterstattung im Radio. E-Mail: Susanne.Wegner@ku.de

THEMA: „1968“ IN DEN MEDIEN

Kathrin Fahlenbrach

Protest als Medien-Inszenierung

Zur Wechselwirkung zwischen Protestbewegungen und Massenmedien am Beispiel der Studentenbewegung der 60er Jahre

Nils Theinert

„Ihre Autos bemalten sie mit den Farben ihrer Träume“

Die Darstellung westlicher Alternativtourist/innen auf dem „Hippie Trail“ in ARD-Fernsehberichten der frühen 1970er Jahre

Martin Stallmann

„1968“ ist Geschichte!

Beobachtungen zum 50. Jahrestag

Richard Legay

RTL and Europe n°1 as central actors

The importance of mobility for Commercial Radio stations during the Parisian events of *Mai 68*

„Wer die Welt so beschreibt, wie sie ist, auch der verändert sie.“

Rundfunkhistorisches Gespräch mit Klaus Bresser (Auszüge)

Studienkreis-Informationen

Materialitäten – An den Schnittstellen von Rundfunk- und Technikgeschichte
Jahrestagung des Studienkreises Rundfunk und Geschichte im
TECHNOSEUM Mannheim

Forum / Dissertationsvorhaben / Rezensionen

Zeitschrift des Studienkreises Rundfunk und Geschichte e.V.

IMPRESSUM

Rundfunk und Geschichte
ISSN 0175-4351
Selbstverlag des Herausgebers
erscheint zweimal jährlich
Zitierweise: RuG - ISSN 0175-4351

Herausgeber
Studienkreis Rundfunk und Geschichte e.V. / www.rundfunkundgeschichte.de

Beratende Beiratsmitglieder
Prof. Dr. Markus Behmer, Universität Bamberg
Dr. Christoph Classen, ZZF Potsdam
Prof. Dr. Michael Crone, Frankfurt/M.

Redaktion dieser Ausgabe
Dr. Margarete Keilacker, verantwortl. (E-Mail: margarete.keilacker@gmx.de)
Ronald Funke (E-Mail: funke@zzf-potsdam.de)
Kai S. Knörr (E-Mail: knoerr@uni-potsdam.de)
Dr. Judith Kretzschmar (E-Mail: jkretz@uni-leipzig.de)
Manuel Menke (E-Mail: manuel.menke@phil.uni-augsburg.de)
Dr. Martin Stallmann (E-Mail: zeitgeschichte@martinstallmann.de)
Dr. Alina Laura Just (E-Mail: tiews@museumsfieber.de)

Layout und Endredaktion
Frank und Margarete Keilacker

Druck und Vertrieb
Deutscher Philatelie Service GmbH, Wermsdorf

Redaktionsanschrift
Dr. Margarete Keilacker, Brunnenweg 3, 04779 Wermsdorf/OT Mahlis
Tel.: 034364/889858, E-Mail: margarete.keilacker@gmx.de

Kontodaten: Studienkreis Rundfunk und Geschichte e.V., Frankfurter Sparkasse, IBAN:
DE20 5005 0201 0000 3920 49, BIC: HELADEF1822

Änderungen bei Adressen bzw. beim Abonnement bitte mitteilen an:
Dr. Veit Scheller (E-Mail: scheller.v@zdf.de, Tel: 06131/7014706)

Bisher erschienene Hefte dieser Zeitschrift finden Sie, mit Ausnahme der letzten beiden Jahrgänge, online unter www.rundfunkundgeschichte.de

**Anlässlich des 50-jährigen Bestehens
des Studienkreises Rundfunk und Geschichte e.V.
findet die nächste Jahrestagung**

vom 13. bis 15. Juni 2019

beim Südwestrundfunk (SWR) in Baden-Baden statt.

Thema:

**translation - Übertragung - transmission
Rundfunk und Geschichte über Grenzen**

**nähere Informationen demnächst unter:
www.rundfunkundgeschichte.de**

Inhalt

Thema: „1968“ in den Medien

Kathrin Fahlenbrach Protest als Medien-Inszenierung Zur Wechselwirkung zwischen Protestbewegungen und Massenmedien am Beispiel der Studentenbewegung der 60er Jahre	3
Nils Theinert „Ihre Autos bemalten sie mit den Farben ihrer Träume“ Die Darstellung westlicher Alternativtourist/innen auf dem „Hippie Trail“ in ARD-Fernsehberichten der frühen 1970er Jahre	20
Martin Stallmann „1968“ ist Geschichte! Beobachtungen zum 50. Jahrestag	31
Richard Legay RTL and Europe n°1 as central actors The importance of mobility for Commercial Radio stations during the Parisian events of <i>Mai 68</i>	41
„Wer die Welt so beschreibt, wie sie ist, auch der verändert sie.“ Rundfunkhistorisches Gespräch mit Klaus Bresser (Auszüge)	51

Studienkreis-Informationen

Materialitäten – An den Schnittstellen von Rundfunk- und Technikgeschichte Jahrestagung des Studienkreises Rundfunk und Geschichte im TECHNOSEUM Mannheim	60
---	----

Forum

Erinnerung an Wilhelm Kaisen	62
------------------------------	----

Dissertationsvorhaben

Stephan Summers Musik – Programm – Politik: Die Musikprogramme der amerikanischen Besatzungssender zwischen 1945 und 1949 (Johannes Gutenberg-Universität Mainz)	63
Christina Klein Der Rundfunk und der Sender Luxemburg in Luxemburg 1940-1945 (Universität Düsseldorf)	65
Susanne Wegner Kein Ende der Geschichte? Deutungsmuster und narrative Strukturen im Radio am Beispiel der aktuellen Holocaust-Berichterstattung (Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt)	67
Philipp Seufferling Analogue Escapes. Media and Communication Practices in Refugee Camps in Germany (1945–2000) (Södertörn University, Stockholm, Schweden)	69

Rezensionen

Martin Stallmann Die Erfindung von „1968“. Der studentische Protest im bundesdeutschen Fernsehen 1977-1998 (Horst Pöttker)	71
Guido Knopp Meine Geschichte. & Nico Hofmann Mehr Haltung bitte! Wozu uns unsere Geschichte verpflichtet (Edgar Lersch)	72
Georg Karl Maximilian Schulz Die Stimme Bayerns: Der Bayerische Rundfunk zwischen Tradition und Moderne (Sabine Rittner)	74
Beate Meyer Fritz Benscher. Ein Holocaust-Überlebender als Rundfunk- und Fernsehstar in der Bundesrepublik (Hans-Ulrich Wagner)	75
Thomas Heimann Freundschaft – Przyjazn. Kamerablicke auf den Nachbarn. Filmkulturelle Beziehungen der DDR mit der VR Polen 1945-1990 (Margarete Wach)	78
Richard Oehmig »Besorgt mal Filme!« Der internationale Programmhandel des DDR-Fernsehens (Julia Weber)	79
Wolfgang Pensold Zur Geschichte des Rundfunks in Österreich. Programm für die Nation (Roman Hummel)	81
Thomas Beutelschmidt Ost-West-Global. Das sozialistische Fernsehen im Kalten Krieg (Thomas Heimann)	82
Autorinnen und Autoren dieses Heftes	U4

Thema: „1968“ in den Medien

Kathrin Fahlenbrach

Protest als Medien-Inszenierung

Zur Wechselwirkung zwischen Protestbewegungen und Massenmedien am Beispiel der Studentenbewegung der 60er Jahre¹

1. Öffentlichkeit, Medien und Protestkulturen vor der Studentenbewegung

In der Geschichte westlicher Gesellschaften ändern sich die Bedingungen und Formen von Protestkommunikation nicht nur durch Wandlungen der politischen und gesellschaftlichen Systeme, die im 20. Jahrhundert vor allem durch Demokratisierung und Pluralisierung gekennzeichnet sind. Die Möglichkeiten, Strategien und Ausdrucksformen politischen Protestes werden vor allem seit Mitte des 20. Jahrhunderts entscheidend geprägt von der anders werdenden politischen Kommunikation im öffentlichen Raum durch die Massenmedien. Bereits Ende des 19. Jahrhunderts veränderten die sich rasant ausbreitenden Printmedien die Mechanismen öffentlicher Meinungsbildung und wurden zu immer wichtigeren Institutionen politischer Machtlegitimation und -ausübung. Um die Wende zum 20. Jahrhundert war der Zugang zu den Massenmedien nur einzelnen politischen Eliten vorbehalten. Noch in frühen demokratischen Systemen wie der Weimarer Republik herrschten restriktive politische Zugangsregeln zur massenmedialen Öffentlichkeit.² Soziale oder politische Bewegungen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, wie die Arbeiterbewegung oder die Frauenbewegung, konzentrierten ihren Kampf daher einerseits auf die institutionelle Durchsetzung ihrer Interessen, die auch mit der Bildung politischer Parteien einher ging. Andererseits schufen sie ihre eigenen Gegenöffentlichkeiten: in Demonstrationen und Aufmärschen, aber auch durch bewegungsinterne Zeitungen und Zeitschriften.³

Auch nach dem 2. Weltkrieg mussten sich Protestbewegungen in den westeuropäischen Ländern ihren Zugang zur massenmedialen Öffentlichkeit erkämpfen. Ob in der Bundesrepublik, in Frankreich oder in Italien: Trotz der auch von den USA vorangetriebenen Demokratisierung der Medien, v.a. der bundesdeutschen Rundfunklandschaft, bemühten sich die politischen Machthaber um deren Kontrolle. Prominentes Beispiel hierfür ist in der BRD die „Spiegel“-Affäre: Der damalige Bundesverteidigungsminister Franz-Josef Strauß ließ den Herausgeber Rudolf Augstein mit der Begründung verhaften, das Nachrichtenmagazin habe Landesverrat geübt durch seine Berichterstattung über Mängel der militärischen Abwehrfähigkeit der Bundesrepublik. In den Medien herrschte breites Entsetzen über die polizeiliche Gewalt des Staates gegen das Nachrichtenmagazin. Besonders linksliberale Zeitungen und Zeitschriften wie die „Zeit“

¹ Für eine kritische Lektüre und wertvolle Hinweise zu diesem Beitrag danke ich Dieter Rucht.

² Vgl. hierzu ausführlich Ute Daniel: Die Politik der Propaganda. Zur Praxis gouvernementaler Selbstrepräsentation vom Kaiserreich bis zur Bundesrepublik. In: Dies. und Wolfram Siemann (Hrsg.): Propaganda. Meinungskampf, Verführung und politische Sinnstiftung (1789-1989). Frankfurt/M. 1994, S. 44-83. Sie beschreibt die „restriktive und reglementierende Verbots- und Zensurpolitik des Weimarer Staates“ (ebd., S. 58), die vor allem gegen Ende durch das Notverordnungsgesetz die Meinungsfreiheit massiv einschränkte.

³ Zeitungen der Arbeiterbewegungen waren etwa „Vorwärts“ oder die „Berliner Freie Presse“.

und der „Stern“ solidarisierten sich mit Augstein und boten den „Spiegel“-Journalisten, deren Redaktionsräume gesperrt waren, ihre Arbeitsräume an. Die Affäre wurde zu einem Präzedenzfall für den kritischen Journalismus: Die öffentliche Empörung über das restriktive Eingreifen des Staates in die Berichterstattung wies diesen in seine Grenzen (Strauß musste damals zurücktreten) und stärkte die Autonomie der Medien. Hierzu trugen auch die Proteste von Studenten und Aktivisten bei, die auf der Straße gegen die Inhaftierung von Augstein demonstrierten und damit den öffentlichen und politischen Druck auf die Regierung erhöhten. Mit dem Titelblatt des „Spiegel“ in den Händen, das Franz-Josef Strauß zeigte, blockierten sie Straßen und Plätze und forderten die Freilassung des Herausgebers mit Parolen wie: „1962 – Ende der Demokratie?“ und „Strauß rein – Augstein raus!“⁴

Die „Spiegel“-Affäre“ war folgenreich für Protestbewegungen in der Bundesrepublik, da sie zeigte, dass Medien und Protestierende in ihrer Wechselwirkung über öffentliche Meinung politische Entscheidungen und Handlungen beeinflussen können. Sie bewies damit auch, dass es Medien gibt, deren Agenda offen ist für Protestthemen und dass deren Vertreter zu ideellen Allianzpartnern werden können. In ihrer umfassenden Untersuchung belegt Christina von Hodenberg, dass sich in Zeitungen und Magazinen wie „Spiegel“, „Zeit“, „Süddeutsche Zeitung“ oder auch „Stern“ ein zeitkritischer Journalismus ausbildete, der sich als politisch neutrale, aber kritische Kontrollinstanz gegenüber den Machteliten verstand.⁵ So hatte die Studentenbewegung gerade unter der sogenannten ‚45er-Generation‘ in diesen Redaktionen potentielle Allianzpartner. Diese vertraten bereits seit den späten 1950er Jahren einen regierungskritischen Journalismus, der das politische Establishment mit Gegenmeinungen und konträren Analysen konfrontierte und der sich gegen direkte politische Parteinahme und Teilnahme verwahrte. Der letzte Aspekt barg, wie von Hodenberg zeigt, anhaltendes Konfliktpotential mit den Vertretern der Studentenbewegung.⁶

Dennoch waren es bis weit in die 1960er Jahre hinein vorwiegend etablierte Institutionen und Akteure des politischen Systems, denen die Massenmedien die Artikulation ihrer Interessen und Themen ermöglichten. In seiner historischen Übersicht zu Medien und Protesten in der Bundesrepublik schildert Dieter Rucht etwa den Fall der frühen bundesrepublikanischen Bewegungen gegen Wiederbewaffnung und Atomwaffen.⁷ Die institutionelle Unterstützung von SPD und Gewerkschaften verschaffte diesen Bewegungen in den frühen 1950er Jahren begrenzte massenmediale Aufmerksamkeit und Sympathien. Als sich das politische Klima mit der Zuspitzung der Ost-West-Konfrontationen im Laufe des Jahrzehnts verschärfte, konnten aber auch diese Allianzen nicht verhindern, dass die Bewegungen in den Sog anti-kommunistischer Ressentiments gerieten und in den öffentlichen Diskursen als ‚Kommunisten marginalisiert und radikalisiert wurden. Nachdem die Wiederbewaffnung der Bundesrepublik beschlossen worden war, konnte nur ein in den Medien publizierter offener Brief angesehener Physiker, unter ihnen mehrere

.....

4 Vgl. Wolfgang Kraushaar: 1968 und die Massenmedien. In: Archiv für Sozialgeschichte. Bd. 41 (2001), S. 323.

5 Christina von Hodenberg: Konsens und Krise: Eine Geschichte der westdeutschen Medienöffentlichkeit, 1945-1973. Göttingen 2006.

6 Christina von Hodenberg: Der Kampf um die Redaktionen. 1968 und der Wandel der westdeutschen Massenmedien. In: Dies. und Detlef Siegfried (Hrsg.): Wo „1968“ liegt. Reform und Revolte in der Geschichte der Bundesrepublik. Göttingen 2006 (von Hodenberg/Siegfried 2006), S. 139-164.

7 Dieter Rucht: Changes of Protest Groups' Media Strategies in a Long-Term Perspective (hier: Rucht 2010). In: Kathrin Fahlenbrach, Erling Sivertsen und Rolf Werenskjöld (Hrsg.): Media and Revolt. Strategies and Performances from the 1960s to the Present. New York/Oxford 2014, S. 19-40.

Nobelpreisträger, die öffentliche Meinung gegen Atomwaffen maßgeblich wenden. Die Warnung der Wissenschaftler vor der militärischen Nutzung von Atomkraft wurde in den Medien breit diskutiert. Der so entstehende öffentliche Druck trug entscheidend dazu bei, die atomare Bewaffnung der Bundesrepublik zu verhindern. Zwar kamen hierbei auch manifeste US-amerikanische Interessen zur Geltung, aber auch dieser Fall zeigt, dass politische Entscheidungen in demokratischen Gesellschaften fortan ebenfalls im öffentlichen Raum ausgehandelt wurden und demnach den diskursiven Regeln sowie den institutionellen, produktionstechnischen und ökonomischen Voraussetzungen der Massenmedien ausgesetzt waren.

Für Protestbewegungen wurde damit im Laufe der späten 1950er und 1960er Jahre massenmediale Aufmerksamkeit und Öffentlichkeit zur wichtigsten politischen Ressource. Da der direkte Zugang zu den Medien nach wie vor begrenzt war, setzte sich in diesem Jahrzehnt immer mehr die Erkenntnis durch, dass Protestakteure sich in der Artikulation ihrer Themen und Ziele den Gesetzmäßigkeiten der Medien anpassen müssen, um deren Aufmerksamkeit zu gewinnen. Als ein frühes Beispiel für eine solche Adaptionstrategie nennt Rucht die Ostermärsche der 1960er Jahre, deren Organisatoren das kollektive Auftreten in der Öffentlichkeit und die Slogans gezielt auf die Berichterstattung hin konzipierten.⁸ Damit wurde erstmals die visuelle und sprachliche Gestalt von Protest den Selektionsfiltern der Massenmedien angepasst, die zunehmend durch Orientierung an Ereignis und Dramatik geprägt waren. Bis Mitte der 1960er Jahre waren es allerdings nur vereinzelte Gruppierungen und Akteure, die durch Anpassung und prominente bzw. institutionalisierte Allianzpartner mediale Aufmerksamkeit erzielten und dadurch öffentlich nicht nur ‚sichtbar‘ wurden, sondern auch politischen Einfluss nehmen konnten. Mit der Studentenbewegung um 1968 entwickelte sich erstmals eine Protestkultur, die gezielt ganz unterschiedliche Strategien medialer Mobilisierung entwickelte, die in folgenden Bewegungen weiter professionalisiert wurden. Mit Rucht lassen sich diese charakterisieren als a) der Rückzug aus der massenmedialen Öffentlichkeit; b) der Angriff auf die Massenmedien, also Kritik ihrer Strukturen, Ideologeme und Inhalte; c) die Anpassung an massenmediale Selektions- und Produktionsbedingungen und d) der Aufbau von alternativen Gegenöffentlichkeiten.⁹ Während die erste und die letzte Strategie bereits von Bewegungen seit dem 19. Jahrhundert praktiziert worden waren, entwickelte die Studentenbewegung erstmals gezielt und erfolgreich auch Angriffs- und Adaptionstrategien, weshalb sie als eine Schlüsselbewegung für westliche Protestkulturen betrachtet werden kann. Dies möchte ich im Folgenden darstellen.

2. Mediale Mobilisierung und Protestinszenierungen Ende der 1960er Jahre

Wenn mit der Studentenbewegung der 1960er Jahre im Kern neue Standards massenmedialer Mobilisierung gesetzt wurden, dann war dies nicht nur den damaligen Protestakteuren zu verdanken, sondern auch den Medien selbst, die sich zu dieser Zeit in einer umfassenden Modernisierung befanden. Vor allem die Durchsetzung des Fernsehens als neuem Leitmedium veränderte die Medienlandschaft nicht nur institutionell, sondern auch im Hinblick auf die diskursiven und repräsentationsästhetischen Regeln medialer Teilhabe an gesellschaftlichen Ereignissen. Besonders im Fernsehen, aber auch in den Printmedien setzten sich visuelle Repräsentationslogiken durch, welche seitdem die

8 Ebd.

9 Dieter Rucht: The Quadruple ‚A‘: Media Strategies of Protest Movements since the 1960s. In: Wim van de Donk, Brian D. Loader, Paul G. Nixon und Dieter Rucht (Hrsg.): *Cyber Protest: New Media, Citizens and Social Movements*. London 2004, S. 29-57.

Filter der Berichterstattung prägen. Vor allem gilt fortan, dass Bilder entscheidend den Nachrichtenwert eines Ereignisses prägen. Durch die erhöhte Konkurrenz auf dem Medienmarkt wurde damals öffentliche Aufmerksamkeit zu einer ökonomisch und politisch relevanten Ressource. Gerade zu dieser Zeit professionalisierten Print- und Rundfunkmedien ihre visuellen Selektions- und Darstellungsformen als Schlüssel zu breitenwirksamer Aufmerksamkeit. Aber auch politische Akteure mussten sich zunehmend den visualisierten Selektionskriterien der Massenmedien anpassen. Denn die Zeiten einer strikt parteigebundenen Presse, wie in der Weimarer Republik, waren vorbei und die politischen Akteure mussten um die Aufmerksamkeit der inzwischen relativ unabhängigen Medienorgane kämpfen. Gerade die expressiven Proteste der Studentenbewegung, die nicht nur von politischen, sondern auch von habituellen Motiven und Zielen durchdrungen waren, waren geeignet, den ‚natürlichen Fokus‘ der damals auf Visualität umstellenden Medien zu bedienen. Ihre Akteure wussten diese Aufmerksamkeitsressource gut zu nutzen.

Weder davor noch danach haben Medien und Protestakteure unter dem Einfluss gesellschaftlichen, politischen und massenmedialen Modernisierungsdrucks daher eine ähnlich intensive symbiotische Wechselwirkung aufgebaut. Im Folgenden werde ich darlegen, wie unter diesen historisch besonderen und gewissermaßen idealtypischen Bedingungen neue ‚Spielregeln‘ zwischen Protestbewegungen und Massenmedien entstanden, die seitdem dieses Verhältnis prägen. Dabei greife ich die zuvor eingeführten Kriterien von Rucht auf.¹⁰

2.1 Massenmediale ‚Abwesenheit‘ der Studentenbewegung?

Wie die einleitenden Bemerkungen bereits deutlich gemacht haben, handelte es sich bei der Studentenbewegung um eine Bewegung, die schon aufgrund der gesellschafts- und medienhistorischen Situation hohe massenmediale Aufmerksamkeit genoss und diese für sich nutzte. Der im Sinne Ruchts gewollte Rückzug aus der massenmedialen Öffentlichkeit fand in der Studentenbewegung daher insofern nur eingeschränkt statt, als sie sowohl in ihren adaptiven Strategien (2.2.) als auch in der Ausbildung von Gegenöffentlichkeit (2.4.) immer darauf abzielte, den Mainstream der Massenmedien zu verändern.

Allerdings ging ihre offensive öffentliche Mobilisierung auch teilweise auf die Erfahrung politischer Ohnmacht zurück, die mit ihrer ursprünglichen massenmedialen ‚Abwesenheit‘ einherging. Dies schildert Rucht für die Friedensbewegung Mitte der 1960er Jahre, die vehement gegen die Einführung der Notstandsgesetze kämpfte und die in enger Beziehung zur Studentenbewegung stand.¹¹ In diesem Kampf lässt sich noch das traditionelle Muster öffentlicher Mobilisierung beobachten: Die Aktivisten suchten institutionelle Unterstützung von Parteien (in diesem Fall der SPD) und Gewerkschaften, um öffentliche und mediale Aufmerksamkeit zu generieren. Tatsächlich wurde das Thema in den Medien breit diskutiert. Dann allerdings änderten SPD und Gewerkschaften ihre Position und distanzieren sich von den Protesten. Dies hatte nicht nur den Verlust an institutionellen und finanziellen Ressourcen zur Folge, sondern wirkte sich vor allem auf die Mediendiskurse und die öffentliche Meinung aus. Fortan wurden die Aktivisten als radikale Minderheit dargestellt und verloren ihre diskursive Macht in der öffentlichen Auseinandersetzung. Im Mai 1968 wurden die Notstandsgesetze schließlich bewilligt.

.....
¹⁰ Ebd.

¹¹ Rucht 2010.

Damit wurde für die Studenten- und Jugendbewegung offenbar, was für folgende soziale Bewegung selbstverständlich geworden ist: „Eine Bewegung, über die nicht berichtet wird, findet nicht statt“¹² – und ihr öffentlicher Einfluss ist entsprechend gering. Denn erst wenn ihre Themen und Positionen im öffentlichen Diskurs relevant geworden sind, entwickeln sich für Bewegungen potentielle Handlungschancen. Nur so können sie schließlich öffentlichen Druck auf die verantwortlichen Entscheidungsträger ausüben. Gerade wenn sie keinen etablierten Zugang zu politischen Entscheidungsprozessen haben, stellt öffentliche Resonanz eine zentrale Protest- und Mobilisierungsressource sozialer Bewegungen dar.¹³

2.2 Angriff der Studentenbewegung auf die Massenmedien

Die Studentenbewegung der 1960er Jahre zeichnete sich gegenüber vorherigen Bewegungen unter anderem durch eine umfassende und systematische Medienkritik aus, die von gezielten Protestaktionen gegen etablierte Medienkonzerne begleitet wurde. Ihre Medienkritik beruhte auf einer politischen und soziologischen Auseinandersetzung mit dem damals expandierenden Mediensystem, seinen Strukturen und Diskursen. Ihre kritischen Analysen waren besonders durch ihre Lektüren von Karl Marx sowie den Vertretern der Frankfurter Schule, Theodor W. Adorno und Max Horkheimer, geprägt. Vor allem die einige Jahre später erschienene „sozialistische Medientheorie“ von Hans Magnus Enzensberger war Ausdruck einer im Kontext der Studentenbewegung gewachsenen anti-autoritären und neo-marxistischen Kritik an den Massenmedien, welche als wesentlicher Bestandteil moderner Kulturindustrie und ihrem „Verblendungszusammenhang“ betrachtet wurden.¹⁴

Dies wird nicht zuletzt an Enzensbergers Programm eines „emanzipatorischen Mediengebrauches“ deutlich, das implizit die Medienpraxis der Studentenbewegung aufgreift und weiterentwickelt.¹⁵ Erwähnenswert sind hier besonders Aspekte wie die mediale ‚Mobilisierung der Massen‘ sowie Medien als Ort ‚politischer Lernprozesse‘ und ‚kollektiver Produktion‘, die Enzensberger in seinem Modell in Anlehnung an Brecht formuliert¹⁶ und wonach die Massenmedien für jeden zugänglich sein sollen – nicht nur als Empfänger, sondern vor allem auch als Sender.

.....

¹² Joachim Raschke: Soziale Bewegungen. Ein historisch-systematischer Grundriss. Frankfurt/M./New York 1985, S. 343. Vgl. ebenso: Rüdiger Schmitt-Beck: Über die Bedeutung der Massenmedien für Soziale Bewegungen. In: KZfSS 4 (1990).

¹³ Vgl. hierzu auch Dieter Rucht: Öffentlichkeit als Mobilisierungsfaktor für soziale Bewegungen. In: Friedhelm Neidhardt (Hg.): Öffentlichkeit, öffentliche Meinung, soziale Bewegungen. In: KZfSS Sonderheft Nr. 34 (1994), S. 339 und S. 348 ff.

¹⁴ Hans Magnus Enzensberger (1970): Baukasten zu einer Theorie der Medien. In: Günter Helmes und Werner Köster (Hrsg.): Texte zur Medientheorie. Stuttgart 2002, S. 254-275. In kritischer Weiterführung von Adornos Kulturkritik beschreibt Enzensberger die Massenmedien als „Bewusstseinsindustrie“, die Privates und Öffentliches als permanentes Spektakel inszenieren. Während sie dabei Individualität, Freiheit und Vielfalt behaupten, so Enzensberger, schaffen sie immer neue Bedürfnisse, die sie nicht befriedigen können, welche aber die Menschen abhängig von Ersatzbefriedigungen machen, die ihnen durch Massenmedien und Konsumindustrie angeboten werden. Im Sinne Brechts argumentiert er dabei, dass Massenmedien Kommunikation nicht herstellen, sondern verhindern.

¹⁵ Ebd., S. 265.

¹⁶ Bertold Brecht entwickelt in seiner Radiotheorie von 1927 erstmals die Idee eines interaktiven Rundfunks, der es den Hörern ermöglicht, aktiv auf das Gesendete Einfluss zu nehmen. Sein Ziel ist es, die einkanalige Kommunikation technisch-apparativer Massenmedien aufzubrechen. Diese hier nurmehr skizzenhaft formulierte Idee durchzieht seitdem vor allem emanzipatorische Medienkritiken und Modelle, zuletzt Diskussionen um die basisdemokratischen Potentiale von Internet und Neuen Medien (Berthold Brecht: Radio – eine vorsintflutliche Erfindung? In: Ders.: Gesammelte Werke in 20 Bänden. Bd. 18: Schriften zur Literatur und Kunst. Frankfurt/M. 1967/1927).

Ein solches medienkritisches Bewusstsein entstand im Umfeld der Studentenbewegung vor allem während den Auseinandersetzungen mit der Springer-Presse, aber auch in der gezielten Mobilisierung öffentlicher Aufmerksamkeit durch medienkompatible Protestaktionen. Insofern stellte die kritische Analyse der Medien und ihrer Strukturen den Hintergrund dar für gezielte Angriffs-, aber auch Adaptionstrategien.

Die studentischen Attacken auf die Springer-Presse lassen sich dementsprechend differenzieren: Einerseits führten die Aktivisten umfassende Recherchen und Analysen durch, welche die ökonomische Monopolstellung des Springer-Konzerns auf dem Berliner Pressemarkt dokumentierten. Ihre Kritik setzten sie daneben in provokante, symbolträchtige und massenmobilisierende Protestaktionen um. Zum ersten Mal wurde in Deutschland hiermit ein Medienkonzern zum Adressaten solch massenhaften Aufgehrens.

Um ihre Medienkritik öffentlichkeitswirksam zu verbreiten und damit auch politischen Druck auszuüben, protestierten die Studenten seit 1967 unter dem Motto „Enteignet Springer!“ Daneben organisierten sie einen Kongress zur Pressekonzentration, der unter dem kämpferisch anklagenden Titel „Springer-Tribunal“ stattfand. Dort forderten sie Anfang des Jahres 1968 die Entflechtung des bundesdeutschen Printmedienmarktes, den der Verlag damals mit 33 Prozent Marktanteil dominierte.¹⁷ Über 1.000 Studenten nahmen am „Springer-Tribunal“ teil. In einer Resolution wurden die Enteignung Axel Springers und die Besetzung der Redaktionen von „Bild“ und „BZ“ durch gewählte Vertreter der Studentenschaft gefordert. Falls dieser „Kontrolle der Redaktionsarbeit“ nicht innerhalb von zwei Wochen nachgegeben werde, so drohten sie, würden direkte Aktionen gegen den Pressekonzern durchgeführt. Besondere Aufmerksamkeit erlangte die Präsentation eines Lehrfilmes von Holger Meins zur Herstellung von Molotowcocktails, in dessen Schlussequenz eine Aufnahme des Springer-Gebäudes zu sehen war.

Diese Form der aggressiven Medienattacke, gepaart mit analytischer Medienkritik, erwies sich als besonders öffentlichkeitswirksam. Es gelang den Protestierenden auf diese Weise, nicht nur von ihren Adressaten wahrgenommen zu werden, sondern das Thema auch auf die Agenda der zeitkritischen und links-liberalen Zeitungen, Zeitschriften und Rundfunkanstalten zu bringen.¹⁸ Im Oktober 1967 etwa führte der „Spiegel“¹⁹ ein Interview mit Dutschke zur Kritik der Studenten an Springer. Der „Stern“ druckte Ende 1967 zwei Folgebeiträge von Manfred Bissinger²⁰, die die medienkritischen Forderungen der Studenten unterstützten.²¹ Daneben berichtete der „Spiegel“ zum Jahresanfang 1968

.....

¹⁷ Der Anteil Springers am Berliner Pressemarkt war damals mit etwa 80 Prozent sogar noch wesentlich höher.

¹⁸ Z.B. Fragen an den Experten [Rudi Dutschke]: Was ist eine ‚kritische Universität‘. In: „Der Stern“, H. 48, 11 (1967), S. 72; Revolutionär Dutschke. In: „Der Spiegel“, H. 51, 12 (1967), S. 52-66; Aktuelles Interview: Rudi Dutschke – SDS-Führer. Gesprächspartner Günter Gaus. In: „Zu Protokoll“, SWF, 3.12.1967.

¹⁹ „Wir fordern die Enteignung Axel Springers.“ Spiegel-Interview mit dem Berliner FU-Studenten Rudi Dutschke (SDS). „Der Spiegel“, H. 29, 10 (1967), S. 29-33.

²⁰ Manfred Bissinger: Die Axel-Springer-Story. In: „Der Stern“, H. 46, 11(1967), S. 32-44 und S. 230-231. Manfred Bissinger: Die Axel-Springer-Story: Lieber Käse im Blatt. In: „Der Stern“ H. 49, 12 (1967), S. 205-206. Vgl. ebenso: Warum kämpfen die Studenten gegen Springer? Fragen an Alexander Mitscherlich. In: „Der Stern“, H. 18, 4/5(1968), S. 110.

²¹ Zur Berichterstattung des „Stern“ über die Studentenbewegung vgl. auch Bernd Sösemann, „Die 68er Bewegung und die Massenmedien“, in: Jürgen Wilke (Hg.), „Mediengeschichte der Bundesrepublik Deutschland“, Köln / Weimar / Wien 1999, S. 689: „In seinen Artikeln und Kommentaren überwogen gesellschaftskritische Positionen und die Parteinahme für die Studierenden deutlich. Die Illustrierte gab deren führenden Vertretern – Rudi Dutschke und Fritz Teufel sogar mehrmals – Gelegenheit, ihre Ansichten und Interpretationen vorzustellen.“

in einer mehrteiligen Reihe über die Monopolstellung des Konzerns,²² der im April eine mehrteilige „Dokumentation der Revolte“²³ folgte, in der das Thema „Springer und die Studenten“ im Vordergrund stand. Auf Seite dieser Medien waren allerdings auch manifeste ökonomische Interessen im Spiel. Wie es Peter Schneider in seiner Autobiografie „Rebellion und Wahn“ schildert, unterstützten die Verleger und Herausgeber von „Zeit“, „Stern“ und „Spiegel“ die Anti-Springer-Kampagne nicht nur ideell, sondern auch finanziell.²⁴ Der Verleger Gerd Bucerius etwa förderte die Kampagne durch die Finanzierung eines Instituts für Gegenöffentlichkeit.

Der Kampf zwischen der Studentenbewegung und dem Springer-Verlag ging allerdings weit über die Konfrontation auf ökonomischem Gebiet hinaus. Die Springer-Zeitungen führten besonders in Berlin seit 1967 eine regelrechte Hetzkampagne gegen die Studenten. Zeitungen wie „Bild“, „BZ“ oder „Der Abend“ entwarfen die Angstvision eines „maoistischen Terrorregimes“ unter studentischer Führung, in dem der nach dem Krieg errungene Wohlstand und die demokratische Freiheit wieder zunichte gemacht werden. Vor allem mit ihrer Darstellung von Dutschke als finsterem Agitator fachten diese Zeitungen kollektive Ängste vor einer drohenden kommunistischen Machtübernahme an und polarisierten die Generationen. Unter der Überschrift „Stoppt den Terror der Jung-Roten jetzt!“ erschien am 7. Februar 1968 in der „Bild“-Zeitung etwa ein mit dem Foto von Dutschke versehener Artikel, in dem es hieß: „Man darf über das, was zur Zeit geschieht, nicht einfach zur Tagesordnung übergehen. Und man darf nicht die ganze Drecksarbeit der Polizei und ihren Wasserwerfern überlassen. (...) Unsere Jung-Roten sind inzwischen so rot, dass sie nur noch rot sehen, und das ist gemeingefährlich und in einem geteilten Land lebensgefährlich. Stoppt ihren Terror jetzt!“²⁵

Die Konfrontationen eskalierten nach dem Attentat des Hilfsarbeiters Josef Bachmann auf Rudi Dutschke. Die Studenten machten die rechtspopulistische Stimmungsmache der Springer-Presse für das Attentat verantwortlich.²⁶ In den Großstädten gingen Zehntausende auf die Straßen, um die Auslieferung von Springer-Zeitungen zu verhindern. Vier Tage lang blockierten tausende Aktivisten die Druckereiausfahrten und lieferten sich gewaltsame Kämpfe mit der Polizei.

Das Attentat auf Dutschke, die Proteste gegen Springer und die unterstützenden Beiträge der zeitkritischen Medien leiteten einen Umschwung in der öffentlichen Meinung ein. Denn nun wurde auch der konservativen und rechtsbürgerlichen Öffentlichkeit das Ausmaß der Polarisierung zwischen den Generationen bewusst, die von den Springer-Blättern angeheizt worden war.²⁷ Prominente Politiker wie der Berliner Bürgermeister Klaus Schütz und Bundesjustizminister Gustav Heinemann räumten eine Mitschuld des Staates an der Eskalation der Gewalt ein. Unter dem Druck der öffentlichen Beschul-

.....
 22 Axel Springer und sein Konzern (Serie Teil 1): Ein Psychogramm Axel Springers von Wilhelm Backhaus. In: „Der Spiegel“, H. 1, 1 (1968), S. 24-37.

23 „Der Spiegel“: Dokumentation einer Revolte (I). H. 18, 4 (1968), S. 30-60, S. 62 und S. 63. „Der Spiegel“: Dokumentation einer Revolte (II): Springer und die Studenten. H. 19, 5 (1968), S. 52-70. „Der Spiegel“: Dokumentation einer Revolte (III): Studenten und die Gewalt. H. 20, 5 (1968), S. 36-47, S. 50-54 und S. 115.

24 Peter Schneider: Rebellion und Wahn. Mein '68 – eine autobiographische Erzählung. Köln 2008

25 „Bild“, 7. Februar 1968.

26 Verstärkt wurden sie in ihrer Annahme durch die Tatsache, dass Bachmann bei seiner Tat eine „Bild“-Zeitung bei sich trug.

27 Vgl. etwa Bruno Dechamps: Der Mordanschlag. In: „FAZ“ 13, 4 (1968). Selbst unter den Springer-Zeitungen löste das Ereignis eine gewisse Erschütterung aus, wie ein Bericht in der „Berliner Morgenpost“ zeigt: „Einhellige Empörung über Schüsse auf Rudi Dutschke“. In: „Berliner Morgenpost“, 12.4 u. 13.4.1968.

digungen übernahm schließlich auch Axel Springer eine Teilverantwortung – allerdings ohne sich von seinen journalistischen Grundsätzen zu verabschieden.²⁸ Eine wesentliche Folge des öffentlichen und politischen Drucks auf Springer war die Resolution einer Pressekommission der Bundesregierung, die im Mai 1968 die Entflechtung seiner Monopolstellung und eine Kartellkontrolle des deutschen Medienmarktes beschloss.

Die Angriffe der Studentenbewegung auf die Springer-Medien sowie der medial und physisch ausgetragene Kampf um die öffentliche Meinung erwiesen sich als Schlüssel-momente jenes „Kritischen Ereignisses“,²⁹ welches für die Bewegung und ihre öffentliche Wahrnehmung (und Erinnerung) von konstitutiver Bedeutung war: das Attentat auf Rudi Dutschke. Denn diese Auseinandersetzung bot für beide Fronten, aber auch für die breite Öffentlichkeit, den wesentlichen Deutungshorizont, vor dem sich die einzelnen Parteien und Akteure das Attentat sowie die tieferen Motivationen beider Seiten erklärten – wenn auch jeweils aus unterschiedlicher Perspektive. In historisch neuartiger Weise gelang damit der Studentenbewegung durch ihre massive aktionistische und analytische Medienkonfrontation und ihre Allianz mit den zeitkritischen Medien eine breitenwirksame Mobilisierung und Polarisierung der Öffentlichkeit, die auch politisch folgenreich war.

2.3 Massenmediale Anpassungsstrategien der Studentenbewegung

Die Massenmedien waren für die Studentenbewegung nicht nur ein *direkter* Adressat ihrer Proteste, von dem sie einen strukturellen Wandel einforderten. In einer ebenfalls historisch neuen Art und Weise entwickelten ihre Akteure Strategien, die Massenmedien auch *indirekt* zu adressieren, um sich Zugang zur breiten Öffentlichkeit zu verschaffen. Wie eingangs skizziert, gelang dies vorigen Bewegungen in der Regel nur durch die Unterstützung institutionell etablierter Akteure, wie politischen Parteien oder Gewerkschaften. Daher konzentrierten diese sich auf die Herstellung von alternativen Gegenöffentlichkeiten (s. 2.4) – auf der Straße, aber ebenfalls in bewegungsinternen Zeitungen und Zeitschriften.

Demgegenüber wurde die Studentenbewegung auch deshalb zu einem Schwellenmoment in der Geschichte westlicher Protestkulturen, weil sie eine ganze Bandbreite an adaptiven Taktiken entwickelte, um massenmediale Aufmerksamkeit zu erzielen. Sie begnügte sich also nicht mehr mit dem Aufbau interner Gegenöffentlichkeiten – auch wenn sie dies ebenfalls in gesteigerter Form betrieb (2.4). Vielmehr erkannten ihre Akteure, dass in der sich neu konstituierenden Mediengesellschaft der 1960er Jahre die öffentliche Meinung zur wesentlichen Ressource für die Einforderung von sozialem und politischem Wandel wurde.

.....
 28 Bis in die Gegenwart kämpft der Verlag mit dem Imageschaden, der durch die damaligen Konfrontationen entstanden ist. So bemüht er sich durch die Bereitstellung seiner damaligen Artikel über die Studentenbewegung in einem Online-Archiv erneut um Korrektur der freilich inzwischen auch in der zeithistorischen Forschung weithin belegten Auffassung, dass er eine Hetzkampagne gegen Dutschke und die Studenten geführt habe. Offensiv holte der Chefredakteur der „Bild“-Zeitung 2009 sogar zum Gegenangriff aus und forderte die ehemaligen Aktivisten der Studentenbewegung zu einer Entschuldigung auf. Im Gespräch mit der „FAZ“ sagte er: „Ich finde, es wäre an der Zeit, dass sich die uneinsichtigen Protagonisten der 68er-Bewegung mal bei unserem Haus entschuldigen. Ich glaube, dem Axel-Springer-Verlag ist Unrecht widerfahren in dieser Auseinandersetzung, die bis heute negativ auf unser Haus wirkt.“ Insofern setzt der Springer-Verlag den Kampf mit den damaligen Studenten bis heute fort. In: „FAZ“ vom 9. Juni 2009.

29 Nach Ingrid Gilcher-Holtey und Pierre Bourdieu haben „kritische Ereignisse“ eine „innovative Rolle und Funktion im Prozess des Umschlags latenter in manifeste Krisen“ (Ingrid Gilcher-Holtey: Die Phantasie an die Macht. Mai 68 in Frankreich. Frankfurt/M. 1995, S. 233.).

Die Bandbreite ihrer Medienstrategien ist dabei unter anderem der Tatsache geschuldet, dass sich die Bewegung aus ganz unterschiedlichen Strömungen, Tendenzen und Gruppierungen zusammensetzte. In der Bundesrepublik war dies vor allem die im engeren Sinne politische Bewegung um den SDS, die sich an den Universitäten formierte; auf der anderen Seite die subversive Happeningbewegung um die Kommune 1, die anfänglich zwar eng mit dem SDS verbunden war, dann aber ihr Verständnis von politischem Aktivismus auf ‚revolutionäre Lebenspraxis‘ ausweitete. Die Kommune 1 warf den Genossen vom SDS vor, ihre rationalistische Theorielastigkeit reproduziere die autoritären Strukturen, anstatt sie zu verändern.³⁰ Während der SDS konkrete politische Ziele formulierte und hierfür Demonstrationen und andere öffentliche Aktionen organisierte, deren expressive und symbolische Formen die Medienrezeption berücksichtigten, inszenierten die Kommunarden für und vor den Kameras der Massenmedien ihre anti-bürgerlichen Lebensformen und Überzeugungen. Beide verbindet, dass sie massenmediale Aufmerksamkeit generierten, indem sie den Massenmedien ihre Protestaktionen als visuelle Spektakel anboten, deren gemeinsame Wurzeln in den Happeningformen der Situationisten lagen.³¹

Straßenproteste in der Medienöffentlichkeit

Vor allem für die Politaktivisten um den SDS waren öffentliche, kollektive Protestaktionen zentrales Mittel nicht nur der interaktiven Mobilisierung im Raum, sondern auch der massenmedialen Mobilisierung. Hierzu entwickelte der SDS happeningartige Protestformen, in denen die Protestierenden nicht als geschlossener Block auftraten, sondern die Straße und andere öffentliche Räume symbolisch besetzten, indem sie sich im Raum verteilten.³² Damit stand die Utopie der *action directe*, des unmittelbar ins Geschehen eingreifenden Protestes, im Mittelpunkt. Mit *teach-ins*, *go-ins*, *sit-ins* oder *Spaziergangdemos* besetzten die Akteure physisch und ideell symbolische Zentren ihrer Kritik, wie Universitäten, Gerichtsgebäude oder Einkaufsmärkte.³³

Auch wenn die symbolischen Protestformen zu Beginn vorwiegend die öffentliche Ordnung auf der Straße und an anderen öffentlichen Orten stören sollten, merkten die Aktivisten rasch, dass sie die Aufmerksamkeit der Massenmedien auf sich zogen, was ihnen völlig neue Möglichkeiten der öffentlichen Mobilisierung bot.³⁴ Daniel Cohn-Bendit

.....
30 Vgl. hierzu Autorenkollektiv 19: Beitrag zur Organisationsdebatte (I). In: Lutz Schulenburg (Hg.): Das Leben ändern, die Welt verändern! 1968 – Dokumente und Berichte. Hamburg 1998, S. 433-436, hier: S. 433.

31 Vgl. hierzu Frank Böckelmann und Herbert Nagel (Hrsg.): Subversive Aktion. Der Sinn der Organisation ist ihr Scheitern. Frankfurt/M. 1976. Kathrin Fahlenbrach: Protestinszenierungen. Visuelle Kommunikation und kollektive Identitäten in Protestbewegungen. Wiesbaden 2002 (hier: Fahlenbrach 2002). Alexander Holmig: Die aktionistischen Wurzeln der Studentenbewegung: Subversive Aktion, Kommune I und die Neudefinition des Politischen (hier: Holmig 2007). In: Martin Klimke und Joachim Scharloth (Hrsg.): Handbuch 1968. Zur Kultur- und Mediengeschichte der Studentenbewegung. Stuttgart 2007 (hier: Klimke/Scharloth 2007), S. 107-119.

32 Vgl. Fahlenbrach 2002, S. 259-275.

33 Ein eindrückliches Beispiel für die symbolische Besetzung des öffentlichen Raums waren die von der Kommune 1 organisierten „Weihnachtseinkaufsdemos“, bei denen sich die Aktivisten vor Weihnachten in den Einkaufsrummel begaben, Flugblätter gegen den Vietnamkrieg verteilten und politische Diskussionen mit Passanten begannen. Die dadurch entstehenden, damals im öffentlichen Raum verbotenen Gruppenansammlungen wurden von der Polizei brachial aufgelöst, wobei sie v.a. ahnungslose Passanten angingen, die ungewollt in die Rolle ‚illegitimer‘ Demonstranten gerieten.

34 Wie Habermas es treffend beschrieben hat: „Diese Techniken gewinnen gegenüber einem bürokratisierten Herrschaftsapparat und angesichts eines publizistischen Bereichs kommerzieller Massenbeeinflussung einen neuen Stellenwert: sie dringen in die Nischen eines frontal unangreifbaren Systems ein. Sie erzielen mit relativ geringem Aufwand überproportionale Wirkungen, weil sie auf Störstellen komplexer und darum anfälliger Kommunikationsnetze gerichtet sind.“ Habermas zitiert in: Karl-Heinz Stamm: Alternative Öffentlichkeit. Die Erfahrungsproduktion Neuer Sozialer Bewegungen (hier: Stamm 1988). Frankfurt/M. 1988, S. 25.

erinnerte sich später, dass dieses zunehmende Medien-Bewusstsein die Protestaktionen immer mehr beeinflusst: „Wir bedienten uns der Medien, die – aller Abgrenzung in den Kommentarteilen zum Trotz – wie eine riesige, die letzten Winkel des Landes erreichende Maschine zur Verbreitung unserer Flugblätter, unserer Ideen und vor allem unserer Aktionsformen funktionierten. Wir hatten einfach die beste action und die beste Botschaft zu liefern und wir wussten das. Es schien, als stünden für uns nicht Argumente im Vordergrund, sondern Aktionen und Bilder. In Demonstrationen – unserer wirksamsten, weil medienwirksamsten ‚Waffe‘ – arrangierten wir uns gewissermaßen selbst, machten uns zum sozialen Körper, setzten uns ins Bild.“³⁵

Neben den neuen symbolischen Aktionsformen lenkten bei Anti-Vietnamkriegs-Demonstrationen auch Fotos von Kriegsopfern auf Plakaten die Aufmerksamkeit der Kameras auf sich. Die zeitweise staatlich zensierten Reportagefotografien aus dem Vietnam-Krieg fanden so zunächst indirekt ihren Weg in die Medien.³⁶ Traditionelle politische Symbole wie die rote Flagge wurden im Hinblick auf die Medienberichterstattung zunehmend ergänzt durch Bilder und Parolen, die die Fernseh- und Fotokameras auf sich zogen.³⁷

Vor allem mit den Demonstrationen und Aktionen gegen den Vietnamkrieg erkannten die Protestakteure die öffentliche Mobilisierungskraft von Bildern. Die Kritik an der Unmenschlichkeit des Vietnamkriegs wurde mit den Kriegsfotografien von schreienden und flüchtenden Menschen auf sinnlich und emotional wirksame Weise vorgeführt. Daher fungierten sie auf den Plakaten der Demonstranten nicht nur als aufklärerische Dokumente, sondern auch als emotionale Appelle. Entsprechend waren auch die Slogans auf den Plakaten auf bildhafte Formeln verkürzt: „Jeder, der den Springer liest, auch auf Vietnamesen schießt“, „How many babies did you kill today, LBJ?“ Diese Bilder dienten damit einerseits *expressiv* der internen Mobilisierung von Anhängern. Zugleich zielte der Einsatz von Transparenten, Bildern und Fotos aber auch *instrumentell* auf die massenmedialen Bildmedien ab.³⁸

Die neuen Protestaktionen waren in ihrer expressiven Form also nicht nur an den interaktiven Möglichkeiten des öffentlichen Raums orientiert, sondern sie richteten sich unter dem wachsenden Interesse der Medien auch immer stärker an den Bedingungen der Medien-Öffentlichkeit aus. Der Einsatz von Bildern, wie Reportagefotos und Fotoporträts, waren zentrales und neuartiges Element der symbolischen Protestaktionen. Wie die neuen Aktionsformen, diente auch der Einsatz von Bildmaterial vor allem der action mobilization sensu Klandermans: Medien-Bilder, die bereits durch die Massen-

35 Daniel Cohn-Bendit: Tyrannei der Mehrheit – Tyrannei der Betroffenheit. In: Lutz Erbring (Hg.): Medien ohne Moral. Variationen über Journalismus und Ethik. Berlin 1988, S. 111. Auch der damalige Aktivist Bommi Baumann beschreibt die Ausrichtung an der Medienrezeption als zentralen Organisationsaspekt von Protestaktionen: „Man hat gleich ausgerechnet, wie wird speziell die Berliner Presse auf die Aktion reagieren, wie wird sie die Sache auslegen, und danach wurde die Strategie bestimmt.“ (zitiert in: Stamm 1988, S. 37).

36 Der „Stern“ veröffentlichte im Februar 1968 eine Foto-Reportage über den Vietnam-Krieg (Der totale Krieg. Sternreporter berichten aus Vietnam. In: „Stern“, H. 2(1968), S. 18-24), dessen Bilder in bisher ungekannter Drastik die Brutalität und Grausamkeit des Krieges aufzeigten und daher zeitweilig – auf Antrag des damaligen Familienministers Bruno Heck – auf den Index gesetzt wurden. Vgl. zur Zensur dieser Bilder Wolfgang Kraushaar: 1968. Das Jahr, das alles verändert hat, München 1998, S. 63.

37 Todd Gitlin schildert in seiner einschlägigen Studie ebenfalls die enge Wechselwirkung zwischen Fernsehen und Protestbewegungen in den USA. Er zeigt etwa auf, wie das US-Fernsehen die Proteste gegen den Vietnamkrieg radikalisiert und delegitimiert (Todd Gitlin: The Whole World is Watching. Mass Media and the Making and Unmaking of the New Left. Berkely 2003).

38 Zur Medienrezeption des Vietnamkriegs vgl. Gerhard Paul: Bilder des Krieges – Krieg der Bilder. Die Visualisierung des modernen Krieges. München und Paderborn 2004.

medien bekannt sind, sollen moralisch und emotional aufrütteln und zu direktem Handeln aktivieren.³⁹

Subversive Protestinszenierungen in und für die Massenmedien

Die Happeningszene um die Kommune 1 bezog noch strategischer als die Vertreter des SDS die Medien in ihre Provokationen ein. Subversiv handelten sie dabei vor allem, indem sie gezielt die mediale Ereignisorientierung bedienten und diese provokativ vorführten. Ihre öffentlichen Spektakel und Aktionen sicherten ihnen daher nicht nur mediale Aufmerksamkeit, sondern offenbarten auch die ökonomischen und ereignisästhetischen Mechanismen der Medienselektion. Zunehmend wurden die Medien dabei zum bevorzugten Ort ihrer expressiven Selbstinszenierungen.

Ein besonders erfolgreiches Beispiel für das subversive Vorführen der Medien durch die Kommune 1 und die unterschiedlichen medialen Reaktionen war das „Puddingattentat“ im April 1967: Im Vorfeld des Besuchs von US-Außenminister Hubert Humphrey bemerkten die Mitglieder der Kommune 1, dass sie vom Verfassungsschutz beobachtet wurden.⁴⁰ Um den Staat und seine öffentlichen Organe samt ihrer „Hofberichterstattung“ – wie der Vorwurf der Studenten lautete – lächerlich zu machen, schmierten sie vermeintliche Attentatspläne. Unter polizeilicher Beschattung testeten sie ihre mit Pudding gefüllten Bomben und wurden sofort festgenommen. Am nächsten Tag titelten die Springer-Blätter: „Studenten planten Attentat auf Humphrey“⁴¹, „Berlin: Bombenanschlag auf US-Vizepräsidenten. Mit Bomben und hochexplosiven Chemikalien, mit Sprengstoff gefüllten Plastikbeuteln – von Terroristen ‚Mao-Cocktail‘ genannt – und Steinen haben Berliner Extremisten einen Anschlag auf den Gast unserer Stadt vorbereitet“⁴². Das darauffolgende Gerichtsverfahren nutzte die Kommune, um die überzogenen Autoritätsstrukturen des Staates lächerlich zu machen, wie der Kommunarde Dieter Kunzelmann rückblickend in einem Fernsehgespräch mit dem Südwestfunk betonte. Nach zwei Tagen wurde das Verfahren erfolglos abgebrochen. Die Kommunarden wurden aus der U-Haft freigelassen und gaben ihre erste Pressekonferenz: Dort präsentierten sie ihre Version des Geschehens und für ein Fernsehteam des SFB stellten sie danach den gesamten Verlauf von der Planung bis zu ihrer Festnahme noch einmal nach. Daher riss auch nach Aufklärung der subversiven Aktion das mediale Interesse an den „Bombenattentätern“ nicht ab. Linksliberale Zeitungen berichteten ironisch über die gelungene Irreführung der Polizei und die überzogenen Reaktionen der Boulevardpresse.⁴³

Neben solchen Medien-Aktionen nutzten die Kommunarden die zunehmende Fokussierung der Medien auf einzelne Leitfiguren wie Rainer Langhans und Fritz Teufel, um ihr eigenes Medienimage aktiv mitzugestalten.⁴⁴ Sie luden Journalisten in ihre Kommune ein und gaben Interviews – wobei sie ihre Honorarforderungen proportional zu

.....
39 Bert Klandermans: *The Social Psychology of Protest*. Oxford 1997.

40 vgl. Fahlenbrach 2002 sowie Kathrin Fahlenbrach: *Protestinszenierungen. Die Studentenbewegung von 1968 im Spannungsfeld von Kultur-Revolution und Medien-Evolution*. In: Klimke/Scharloth 2007, S. 11-23.

41 „BZ“ vom 6. April 1967

42 „Bild“ vom 6. April 1967

43 So etwa Kai Herrmann: *Elf kleine Oswalds*. In: „Zeit“ (14.4.1967).

44 Vgl. hierzu ausführlich Fahlenbrach 2002. Außerdem gibt die Kunzelmann-Biografie von Aribert Reimann aufschlussreichen Einblick in den bewussten Umgang der Kommunarden mit den Massenmedien (Aribert Reimann: *Dieter Kunzelmann. Avantgardist, Protestler, Radikaler*. Göttingen 2009).

ihrem steigenden medialen Marktwert erhöhten.⁴⁵ Dabei stellten sie demonstrativ ihren anti-bürgerlichen und rebellischen Lebensstil zur Schau: Für die Fotokameras öffneten sie nicht nur ihre chaotischen Kommunerräume, sondern präsentierten sich gerne auch nackt der Öffentlichkeit. Auf diese Weise demonstrierten sie programmatisch ihre Verschmelzung von öffentlichem und privatem, von politischem und intmem Raum.

Am deutlichsten kam dies in einer Bildikone der bundesdeutschen Revolte zum Ausdruck: das Nacktfoto der Kommunarden, auf dem man sie in der Haltung von Häftlingen von hinten an der Wand aufgereiht sieht.⁴⁶ Ihren Protest am „Polizeistaat“ verbanden sie hier wirkungsvoll mit der Entblößung des eigenen Körpers. Das Bild, das 1967 im „Spiegel“ erschien,⁴⁷ ist aber auch ein eindrückliches Dokument für die enge Wechselwirkung zwischen Medien und Aktivisten, mehr noch: für die symbiotische Teilhabe der Medien an deren Protestinszenierungen. Die damalige Kommunardin Dagmar Seehuber⁴⁸ berichtete später, dass die Bildidee maßgeblich vom „Spiegel“-Fotografen Thomas Hesterberg stammte. Unter seiner Regie sahen sich die Kommunarden auch überhaupt zum ersten Mal nackt. Das Beispiel zeigt, wie sehr die Medien damals auch aktiv an den expressiven Selbstdarstellungen der Bewegung beteiligt waren.

Sowohl in der Formation ihrer öffentlichen Protestaktionen als auch in den subversiven Selbstinszenierungen entwickelte die Studentenbewegung also neuartige adaptive Strategien, die ihr eine massenmediale Resonanz verschafften wie keiner anderen Bewegung zuvor. Dies schloss auch die Suche nach Allianzpartnern und Gate-Keepern in den etablierten Medien mit ein, sowie die gezielte Lancierung von Informationen durch Interviews und Pressekonferenzen. Trotzdem hatte die Bewegung nur begrenzte Kontrolle über die in den Mediendiskursen herrschenden Darstellungen und Deutungen ihrer Motive, Ziele, Aktionen und Bilder. Aufgrund ihrer subversiven Berechnung medialer Reaktionen gelang es den Kommunarden zwar noch besser als den Politaktivisten um den SDS, ihr Medienimage selbst zu beeinflussen – allerdings um den Preis einer auch internen Anpassung an die Gesetze des medialen Spektakels. Der massenmediale Erfolg der Kommunarden, der sie schließlich zu gefeierten Stars der Gegenkultur machte, entfernte sie immer mehr vom politischen Kern der Studentenbewegung und machte sie in den Augen vieler Politaktivisten zum Bestandteil der „Kulturindustrie“.

2.4 Gegenöffentlichkeiten – Alternative Öffentlichkeiten

Bewegungen, die keinen Zugang zu den Massenmedien besitzen oder von ihnen nur unzureichend rezipiert werden, entwickeln in der Regel alternative Medienöffentlichkeiten. Neben den zuvor dargestellten kollektiven Protestaktionen im öffentlichen Raum, die ebenfalls als Formen von Gegenöffentlichkeit betrachtet werden,⁴⁹ gilt dies besonders für die Produktion von Flugblättern, Plakaten, bewegungsinternen Zeitschriften und Zeitungen sowie im Zeitalter des Internets für den Aufbau eigener Webseiten, Blogs

45 Im Verlauf des Jahres 1968 wurden die Mediengagen, die sie für Interviews und Porträts verlangten, zum festen Bestandteil des finanziellen Haushaltes der K1. Hierüber berichtete Rudi Dutschke ausführlich im Wirtschaftsmagazin „Capital“ („Wer bezahlt Rudi Dutschke?“. In: „Capital“. H. 4(1968), S. 42-50.).

46 Vgl. hierzu ausführlich Gerhard Paul: Kollektiver Rückenakt. Symbolbild der sexuellen Revolution. In: Ders. (Hg.): Das Jahrhundert der Bilder. Bonn 2008 (hier: Paul 2008), S. 346-354.

47 Das Foto erschien im „Spiegel“ (26.6.1967) und trägt dort den Titel: „Kahle Maoisten vor einer kahlen Wand“.

48 Vgl. Holmig 2007.

49 „Gegenöffentlichkeit bezieht sich dementsprechend auf alternative Medien (...) sowie gleichermaßen auf eine andere Form praktizierter Öffentlichkeit, d.h. auf alle Aktions- und Kommunikationsformen, die in der Dialektik von Aktion und Aufklärung eingelassen sind: Demonstrationen, Teach-ins, Go-ins, Massenversammlungen, (...)“ Stamm 1988, 41.

und die Nutzung sozialer Online-Medien. Solche internen Medienöffentlichkeiten basieren häufig auf einer grundlegenden Kritik an den Selektionsprinzipien und Werten der etablierten Massenmedien. Dementsprechend richten sie ihre eigenen Produktions- und Organisationsformen, ihre Themenauswahl und die diskursiven Regeln ihrer Foren in Konfrontation zu den Massenmedien aus. Insofern sind sie meist auch Ausdruck ausgefeilter Angriffsstrategien gegenüber herrschenden Mediendiskursen. Gegenöffentlichkeiten wenden sich primär an die eigenen Teilnehmer und Sympathisanten. Damit erfüllen sie auch wichtige expressive Funktionen: Sie dienen der internen Selbstverständigung über gemeinsame Ziele, Motive, Werte und Inhalte ihrer Proteste, dem Wissensaustausch sowie der Koordination und Mobilisierung von Protestaktionen. Instrumentelles Ziel ist dennoch häufig, die Massenmedien für die in solchen alternativen Foren publizierten Themen zu interessieren.

Die Studentenbewegung hatte auch für die Entstehung solcher gegenöffentlichen Medien eine historisch hervorgehobene Rolle. Trotz ihrer massenmedialen Präsenz entwickelte sie umfangreiche mediale Alternativ- bzw. Gegenöffentlichkeiten.⁵⁰ In kürzester Zeit expandierte damals ein alternatives Presseangebot, das sich nicht nur als Ergänzung zu den etablierten Massenmedien verstand, sondern auch als explizites Gegenangebot. Die Konzipierung und Produktion von Zeitungen, Zeitschriften, Flugblättern, Wandzeitungen und Plakaten entsprang also in diesem Fall weniger der Erfahrung mangelnden Zugangs zu den Massenmedien. Vielmehr wurzelte sie in der zuvor geschilderten Kritik an den ökonomischen, institutionellen und diskursiven Bedingungen massenmedialer Informationen und Deutungsmuster. Außerdem war die studentische Gegenpresse motiviert durch die Erfahrung, die Berichterstattung und das Agenda-Setting in den etablierten Medien nur sehr eingeschränkt beeinflussen zu können und in vieler Hinsicht trotz starker Medienresonanz den dortigen Deutungen ihrer eigenen Motive und Ziele oft machtlos ausgeliefert zu sein.

Hinzu kommt, dass im Umfeld der antiautoritären Bewegung habituelle Werte wie Selbstbestimmung, Kreativität und Hedonismus wuchsen, die auch das Bedürfnis nach eigenen öffentlichen Foren entstehen ließen. Vor diesem Hintergrund entstanden erstmals Kriterien eines alternativen Journalismus, auf deren Grundlage sich vor allem in den Folgejahren eine eigene Form der Alternativpresse etablierte.⁵¹ Wesentliche Kriterien waren aber schon im Umfeld der Studentenbewegung:

- Themen präsentieren, die in den etablierten Medien unbeachtet blieben bzw. marginalisiert dargestellt werden;
- Alternative Meinungen und Positionen präsentieren (zu dieser Zeit sind dies vor allem neo-marxistische, aber auch „undogmatisch“ linke Positionen);
- marginalisierten Gruppen ein Forum bieten;
- Gegenöffentlichkeit als Forum der ideellen und habituellen Selbstverständigung;
- das Herstellen einer ‚authentischen‘ Öffentlichkeit durch die Publikation von Erfahrungsberichten (etwa von Konfrontationen mit der Polizei);

.....
 50 Stamm unterscheidet die Gegenöffentlichkeit der Studentenbewegung von den Alternativöffentlichkeiten der sich in der Folge ausbildenden Alternativbewegungen, die sich mehr als eine Ergänzung zu den etablierten Massenmedien verstehen. Vgl. Stamm 1988. Gegenöffentlichkeit umfasste neben internen Medien auch Versammlungsöffentlichkeiten. In der Studentenbewegung waren dies etwa die Republikanischen Clubs, Kongresse wie der Vietnam-Kongress oder die Russel-Tribunale und schließlich auch die teach-ins an den Universitäten.

51 vgl. Stamm 1988.

- Anti-Professionalität als Ausdruck von Authentizität und Un-Korruptiertheit⁵²;
- Aufhebung der einseitigen Kommunikation zwischen Medienproduzenten und -rezipienten durch hohe Zugänglichkeit von außen;
- institutionelle Selbstorganisation und Unabhängigkeit von Privatwirtschaft und Konzernen;

Während die im Laufe der 1970er Jahre entstehende Alternativpresse sich vorwiegend an die spezifische Zielgruppe des alternativen „Bewegungsmilieus“ richtet, wandten sich die gegenöffentlichen Medien der Studentenbewegung vorrangig an die breite Öffentlichkeit.⁵³ Dies lässt sich exemplarisch an einer innerhalb der Bewegung besonders erfolgreichen Zeitschrift zeigen, „Agit 883“.⁵⁴ Eine erste Ausgabe erschien kurz nach der Erschießung Benno Ohnesorgs unter dem einfachen Namen „A. Die kritische Zeitung“.⁵⁵ Als Motivation nennen die Herausgeber in einem ersten „Arbeitspapier“ von 1967 den Widerstand gegen die zunehmende Monopolisierung von öffentlicher Meinung und das Bedürfnis, der breiten Öffentlichkeit alternative Perspektiven zu präsentieren, die in den aktuellen Konflikten auch zwischen den Fronten vermitteln.

„Es scheint, als würden die Tendenzen der Konzentration und Nivellierung den Zeitungsmarkt beherrschen. (...) In Berlin versuchte es Rudolf Augstein mit einer Wochenzeitung. Sie erschien nie an den Kiosken. (...) Alles Gründe zur Resignation. Wir lamentieren, wir üben Kritik, wir protestieren. Ist das genug? Hat diese Haltung Einfluss auf die Entwicklung der Zeitung als Massenmedium (...)? Wir glauben es nicht. Wir werden deshalb eine neue Zeitung machen. Illusionen haben wir keine. Die Schwierigkeiten eines solchen Planes sind bedrückend. (...) Nun ist in Berlin etwas geschehen, was Lethargie und Passivität unmöglich macht. Die schwerwiegenden Auseinandersetzungen mit der Berliner Bevölkerung bedeuten für uns eine Aufforderung, den Standpunkt der studentischen Opposition öffentlich, in seiner ganzen Breite und unverfälscht darzustellen. (...).“⁵⁶

Der Tod von Benno Ohnesorg wird hier als wesentliches Initiationsmoment für die Gründung der Zeitung genannt, was die mobilisierende Wirkung dieses Ereignisses auch für die Bildung von studentischen Gegenöffentlichkeiten demonstriert. Dennoch betonen die Herausgeber, dass sie sich an die gesamte Berliner Bevölkerung wenden und sich nicht als bewegungsinternes Blatt verstehen: „Wir wollen eine Zeitung machen, die populär ist. Sie sollte für alle Berliner lesbar sein. Die Zeitung soll vermitteln – von Bevölkerung zu Studenten – ohne Standpunkte zu verwischen.“⁵⁷

Die Schwierigkeiten bei der Umsetzung dieses Plans waren zunächst erdrückend – erst ab 1969 erschien die Zeitung regelmäßig, dann unter dem Namen „Agit 883“. Das herausgeberische Konzept aber blieb erhalten. Die Zeitung ist in mehrfacher Hinsicht

.....
52 Ebd.

53 Kai-Uwe Hellmann: Systemtheorie und Neue Soziale Bewegungen. Identitätsprobleme in der Risikogesellschaft. Opladen 1996.

54 Agit 883. [Online-Archiv: <http://plakat.nadir.org/883/index.html>, (zuletzt abgerufen am: 1.2.2010)]

55 Die Erklärung dieses Namens ist so einfach wie im damaligen anti-autoritären Kontext bezwingend – und zudem auf breite Wirkung ausgerichtet: „Das Signum ‚A‘ scheint uns prägnant und werbewirksam. A kann alles bedeuten, es ist offen und zwingt keine bestimmten Assoziationen auf“. „A. Die kritische Zeitung“: Arbeitspapier, 1967, S. 5. Online unter: <http://plakat.nadir.org/883/index.html> (zuletzt abgerufen am: 1.2.2010).

56 „A. Die kritische Zeitung“, H. 1 1967, S. 1.

57 Ebd., S. 3.

aufschlussreich für das damalige Verständnis von Gegenöffentlichkeit in der Studentenbewegung, die zugleich orientiert ist an Prinzipien massenmedialer Öffentlichkeit: Im Unterschied zu vorherigen und späteren Konzepten zielte die Zeitung nämlich auf breitenwirksame Popularität ab und setzte hierzu auf eine Mischung von politischer Agitation und Information in Alltagsfragen, Mode und Popkultur. Das Erscheinungsbild entsprach dem Postulat kreativer Selbstbestimmung und authentischem ‚Do-it-Yourself‘. Texte, Karikaturen, Illustrationen und Kleinanzeigen für bewegungsnahe Cafés, Buchläden oder Jazzclubs vermischten sich auf den Seiten in collageartigem Chaos, das bereits stilistisch ein Affront gegenüber den editorischen Standards der etablierten Presse darstellte. Dieser radikale Bruch mit der Erscheinungsweise der konventionellen Presse dürfte entscheidend zur Popularität der Zeitung unter Studenten und rebellierender Jugend beigetragen haben – auch wenn sie die massenmediale Öffentlichkeit damit freilich nicht erreichte. Typisch für die studentische Gegenpresse war daneben ihre symbolische Dimension. Bilder, Protestsymbole, kreative Layoutgestaltung, die Vermischung von Text und Bild – all dies symbolisierte ein neues Selbstverständnis im Zeichen postmaterialistischer Werte, anti-autoritärer Überzeugungen und dem Primat individueller Autonomie.⁵⁸

Allerdings waren diese Werte, das Primat des Visuellen sowie der Gestus des Unkonventionellen und Revolutionären in der Verbindung von Politik und Popkultur durchaus kompatibel mit dem in den Massenmedien, v.a. in den Jugendmedien, präsentierten Zeitgeist. Wie Detlef Siegfried in seinen Studien zeigt, entstand zu dieser Zeit eine enge und teilweise symbiotische Wechselbeziehung zwischen Gegenkultur und der von ihr verfemten ‚Kulturindustrie‘.⁵⁹ Modeindustrie, Musikindustrie und Massenmedien verleibten sich gegenkulturelle Codes des Rebellischen ein und integrierten sie in ihre Unterhaltungs- und Konsumangebote:

„Mitte der sechziger Jahre war evident, dass gegenkulturell kodierte Produkte und Praktiken für die mediale Verwertung besonders geeignet waren. Der Mechanismus schöpfte seine Brisanz und Produktivität daraus, dass er politisch aufgeladen wurde, auch wenn seine Gegenstände – Sexualität, Haartracht, Musikgeschmack – nicht per se politisch waren, sondern in einem weiten Sinne die Verbindlichkeit tradierter Normen in Frage stellten. Während die einen diesen Vorgang als Politisierung der Massenkultur bedauerten, sahen andere in ihm eine Vereinnahmung und Paralyse rebellischer Intentionen durch die Kulturindustrie. Dritte hingegen – insbesondere ‚engagierte‘ Journalisten, die derartiges Material kalkuliert einsetzten – trauten den Massenmedien ein politisches Veränderungspotential zu.“⁶⁰

Diese engagierte Haltung, nämlich der Glaube an die Veränderbarkeit der Massenmedien, war in der gegenöffentlichen Presse der Studentenbewegung besonders stark vertreten. Neben den erwähnten ungewollten Wirkungen gelang es der Gegenpresse auch vereinzelt, Einfluss auf das Agenda-Setting und auf die Deutung von Ereignissen in den Massenmedien zu nehmen. Bezeichnenderweise war der wohl größte Erfolg in dieser Hinsicht verbunden mit einem Bild, das die öffentliche Wahrnehmung und herrschen-

58 Fahlenbrach 2002.

59 Detlef Siegfried: *Time is on my Side: Konsum und Politik in der westdeutschen Jugendkultur der 60er Jahre*. Göttingen (Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte, Bd. 41) 2006 sowie Detlef Siegfried: *Protest am Markt. Gegenkultur in der Konsumgesellschaft*. In: von Hodenberg/Siegfried 2006, S. 48-79.

60 Detlef Siegfried: *Protest am Markt. Gegenkultur in der Konsumgesellschaft*. In: von Hodenberg/Siegfried 2006, S. 53/4.

de Darstellung eines Ereignisses entscheidend verändert: das Bild des erschossenen Benno Ohnesorg.⁶¹

In den ersten Tagen, nachdem der Student Ohnesorg von dem Polizisten Heinz Kurras während der Demonstrationen gegen den Schah von Persien erschossen worden war, dominierte in der breiten Öffentlichkeit die Annahme bzw. die Behauptung, Kurras habe in Notwehr gehandelt, weshalb die rebellierenden Studenten für den Tod Ohnesorgs selbst verantwortlich seien. Diese Version wurde vor allem von der Springer-Presse verbreitet. Die „Bild“-Zeitung etwa schrieb am 3. Juni 1967: „Ein junger Mann ist gestern in Berlin gestorben. Er wurde Opfer von Krawallen, die politische Halbstarke inszenierten (...)“.⁶² Sie zeigte hierzu Bilder eines blutenden Polizisten. Die „Berliner Morgenpost“ kommentierte das Geschehen am 4. Juni 1967 folgendermaßen: „Die Polizei trägt keine Schuld an den Zusammenstößen, die eindeutig von unseren Krawallradikalen provoziert wurden. Die Polizei tat ihre schwere Pflicht. Der unglückliche Schuss, der Ohnesorg tötete, wurde nach menschlichem Ermessen in Notwehr abgegeben. Benno Ohnesorg ist nicht der Märtyrer der FU-Chinesen, sondern ihr Opfer (...)“.⁶³

Die studentische Gegenöffentlichkeit bemühte sich von Anfang an um Gegenaufklärung und Korrektur der herrschenden Deutung. Im „FU-Spiegel“⁶⁴ wurden erste Erkenntnisse über die tatsächlichen Vorgänge präsentiert. Auf dem Titelblatt der Ausgabe, die bereits wenige Tage nach dem Ereignis publiziert wurde, druckten die Herausgeber ganzseitig das Bild des am Boden liegenden Ohnesorg, das vom Fotografen Jürgen Henschel stammt. Diese Informationen und das Bild von Ohnesorg entfalteten eine starke emotionale und mobilisierende Wirkung auf die Studenten.

An der FU bildete sich ein Komitee, das mehrere hundert Zeugenaussagen sammelte. Am 7. Juni informierte es Behörden, Medien und Bevölkerung durch Flugblätter und Berichte darüber, dass Kurras auf Ohnesorg nicht in Notwehr geschossen hat. Die der Studentenbewegung nahestehende Zeitschrift „konkret“ publizierte am selben Tag unter dem Titel „Bitte, bitte, nicht schießen!“ einen Sonderbericht, der auf diversen Zeugenaussagen beruhte. Als kurz darauf die „Frankfurter Rundschau“, der „Spiegel“ und die „Zeit“ in Sonderausgaben ebenfalls Zeugenaussagen veröffentlichten, welche die bis dahin herrschende Darstellung widerlegten, veränderte sich die öffentliche Wahrnehmung des Geschehens grundlegend. Erstmals geriet nun die politische und moralische Legitimation des strikt sanktionierenden Handelns von Polizei und Staat gegenüber den rebellierenden Studenten ins Wanken.

Wie später beim Dutschke-Attentat vollzog sich bereits bei diesem ersten „kritischen Ereignis“ Ende der sechziger Jahre eine enge Wechselwirkung zwischen studentischen Aktionen und den Massenmedien. In diesem Fall war es die studentische Gegenpresse, die Allianzen mit den zeitkritischen Medien aufbaute und auf diese Weise die dominierende ‚Lesart‘ und Deutung des Geschehens veränderte. Es ist bezeichnend, dass zu diesem Erfolg ein Foto beitrug, das als spektakuläres und emotionalisierendes Dokument den Nachrichtenwert der studentischen Informationen entscheidend erhöhte.

.....

61 Vgl. hierzu auch ausführlich Marion G. Müller: Der Tod des Benno Ohnesorg. Ein Foto als Initialzündung einer politischen Bewegung. In: Paul 2008, S. 338-346.

62 „Bild“ vom 6.4.1967

63 „Berliner Morgenpost“ vom 6.4.1967.

64 Nr. 58, Sonderdruck, Juni 1967. Der „FU-Spiegel“ ist die Zeitung des Asta der Freien Universität Berlin.

Auch wenn ein solcher Erfolg der studentischen Gegenpresse singulär blieb, zeigt das Beispiel exemplarisch, wie die protestierenden Studenten sich Gegenpresse idealerweise vorstellten: als oppositionelle und eingreifende öffentliche Institution, die die herrschenden Mediendiskurse korrigiert. Ihre den Massenmedien angepasste Bildpolitik ist dabei ebenso bezeichnend wie ihre Suche nach Allianzpartnern unter zeitkritischen Journalisten und Redakteuren, wie im Fall der Anti-Springer-Kampagne. All dies waren damals neue Konzepte und Strategien von Gegenöffentlichkeit.

Daneben entwickelten sich aus der Alternativpresse der Studentenbewegung heraus mehrere professionell organisierte Printmedien, etwa die Tageszeitung „taz“, die Frauenzeitschrift „Emma“ oder diverse Stadtmagazine wie „Pflasterstrand“. Allerdings haben einige von ihnen, besonders die Stadtmagazine, ihren gegenöffentlichen Charakter weitgehend eingebüßt und sind längst Bestandteil des massenmedialen Mainstreams geworden.⁶⁵

3. Fazit

Mit den Studenten- und Jugendprotesten der 1960er Jahre begann historisch gesehen die Ausrichtung sozialer Bewegungen an den Nachrichtenprinzipien der Massenmedien, die in späteren Protestbewegungen wie der Ökologie- und der Friedensbewegung in den 1970er und 1980er Jahren professionalisiert worden sind. Neben einer umfassenden Medienkritik und der Ausbildung von Angriffsstrategien sowie der Entwicklung einer breiten Gegenöffentlichkeit wurden zu dieser Zeit erste Taktiken der Anpassung an die institutionellen und diskursiven Bedingungen der Massenmedien sichtbar. Dies umfasste die Organisation von auffälligen Protestaktionen, die besonders die visuellen Logiken der Berichterstattung bedienten, wie auch subversive und provokative Medieninszenierungen (wie das „Puddingattentat“), welche die Mechanismen der Berichterstattung nicht nur nutzten, sondern auch vorführten. Begünstigt durch die medienhistorische Situation, in der sich ein zeitkritischer Journalismus entwickelte und die Bildmedien nach immer neuen Spektakeln Ausschau hielten, erkannten die Aktivisten der Studentenbewegung schließlich auch den Nutzen machtvoller Allianzen mit sympathisierenden Journalisten und Redakteuren, die ihren Aktionen, Themen und Zielen eine breite Öffentlichkeit verschafften. In diesem Zusammenhang entwickelten sie auch erste Formen der professionellen Bereitstellung medienkompatiblen Materials durch Pressemitteilungen und Pressekonferenzen.

All diese Adaptionsstrategien wurden in der Folgezeit weiter differenziert und institutionalisiert – vor allem durch professionell agierende Bewegungsorganisationen wie Greenpeace oder Attac. Diese konzentrieren sich allerdings vorwiegend auf die instrumentelle Durchsetzung konkreter politischer oder sozialer Ziele. Die habituelle und soziokulturelle Dimension der Studentenbewegung, die sie für die Medien besonders attraktiv gemacht hat, tritt seitdem wieder in den Hintergrund. Die Professionalisierung adaptiver Medienstrategien dient fortan in sozialen Bewegungen vor allem der Institutionalisierung von Gegen-Macht.⁶⁶

.....
⁶⁵ Spätere gegenöffentliche Foren, welche die mit der Studentenbewegung ausgebildete Gegenöffentlichkeit fortsetzen, sind Online-Medien wie „Indymedia“, welche den Ansatz des in der Nachfolge von '68 entstandenen Informationsdienst zur Verbreitung unterlassener Nachrichten (aus dem später die „taz“ hervorging) mit den neuen Möglichkeiten des Internet umsetzen.

⁶⁶ Vgl. hierzu auch Kathrin Fahlenbrach: Die Mobilisierung von Öffentlichkeit – Formen des politischen Protests. In: Olaf Hoffjann und Roland Stahl (Hrsg.): Kommunikationsmanagement in Verbänden. Ein Handbuch. Wiesbaden 2010.

Nils Theinert

„Ihre Autos bemalten sie mit den Farben ihrer Träume“¹

Die Darstellung westlicher Alternativtourist/innen auf dem „Hippie Trail“ in ARD-Fernsehberichten der frühen 1970er Jahre

Das Fernsehen als Quelle fristet in der deutschen Geschichtswissenschaft nach wie vor eine gewisse Randexistenz, die nur langsam überwunden wird. Als Aushandlungsort gesellschaftlicher Diskurse kann es jedoch eine wertvolle Ergänzung zu printmedialen Erzeugnissen darstellen – gerade im Hinblick auf die Bildgeschichte zeitgeschichtlicher Ereignisse oder die medialen Konstruktionen von Narrativen.² Nicht nur der studentische Protest von 1968, sondern auch andere alternativkulturelle Phänomene um 1968 riefen das Interesse des Fernsehens in der Bundesrepublik hervor – so auch die Asienreisen alternativ inspirierter Jugendlicher während der 1960er und -70er Jahre, die als sogenannter „Hippie Trail“ Bekanntheit erlangten. Es stellt sich die Frage, wie das Fernsehen über diese jungen Aussteiger/innen berichtete, wie ihre Reise bewertet wurde und welche gesamtgesellschaftlichen Diskurse und Entwicklungen womöglich in dieser Bewertung eine Rolle gespielt haben.

Asienreisen alternativer Jugendlicher um und nach 1968

„You either stayed home and got into politics, the French Revolution of ‘68, the Vietnam demonstrations, Red Rudi Dutschke in Berlin, or you went East. A lot of people stayed for the politics, got disillusioned and then went East, because things hadn’t changed overnight as expected.“³

Betrachtet man das Chiffre „1968“ abseits der studentischen Proteste, so fallen schnell die vielen transnationalen Parallelentwicklungen und Spielarten alternativer Lebensführung und Gesellschaftskritik auf, die sich neben diesen Protesten entwickelt hatten. In diesem Zusammenhang fungiert das Konzept des Wertewandels in den westlichen Gesellschaften seit den frühen 1960er Jahren als zentraler Erklärungsansatz. Diese auf Ronald Inglehart zurückgehende These geht von einer Werteververschiebung von materialistischen zu postmaterialistischen Werten aus. Helmut Klages sprach dementsprechend von der Verschiebung der Wertepräferenzen von Pflicht- und Akzeptanzwerten zu Freiheits- und Selbstentfaltungswerten. Wie besonders Detlef Siegfried auf dieser These aufbauend herausarbeitete, ermöglichte die aufkommende Konsumgesellschaft und die Ausdifferenzierung von „Sinn-, Lebens- und Optionsmuster[n]“ vor allem Jugendlichen, zuerst in der privaten Sphäre neue Lebensstile zu erproben. Erst in einem zweiten Schritt seien aus diesen dann allmählich politische Forderungen erwachsen, die sich in der Hochphase des Protests zwischen 1967 und 1969 am deutlichsten geäußert hätten.⁴

.....

¹ „Von Kabul nach Katmandu“, Reihe: „Pro und Contra“, Regie: n/a, 3.10.1970 im BR-Fernsehen.

² Vgl. Christina von Hodenberg: Expeditionen in den Methodendschungel. Herausforderungen der Zeitgeschichtsforschung im Fernsehzeitalter. In: *Journal of Modern European History* 10 (2012), S. 24-48, hier: S. 24; Vgl. auch: Martin Stallmann: Die Erfindung von »1968«. Der studentische Protest im bundesdeutschen Fernsehen 1977-1998, Göttingen 2017.

³ Lieschen Müller, zitiert in: David Tomory: *A Season in Heaven. True Tales from the Road to Kathmandu*, San Francisco 1996, S. 3.

⁴ Vgl. Andreas Rödder: Wertewandel in historischer Perspektive. Ein Forschungskonzept. In: Bernhard Dietz u. a. (Hrsg.): *Gab es den Wertewandel? Neue Forschungen zum gesellschaftlich-kulturellen Wandel seit den 1960er Jahren*, München 2014, S. 17-40, hier: S. 23f; Detlef Siegfried: *Time is on my Side. Konsum und Politik in der westdeutschen Jugendkultur der 60er Jahre*, Göttingen 2006, S. 51f und S. 753, Zitat: S. 52 (Siegfried 2006).

Zu solchen Erprobungen neuer Lebensstile zählte auch das Streben nach Bewusstseinsweiterung und, daran anschließend, der Selbstverwirklichung. Die Kritik an der vermeintlich materialistischen westlichen Gesellschaft verband sich mit neuen Vorstellungen von Subjektivität und der Suche nach Natürlichkeit, Ganzheitlichkeit, Authentizität und Selbsterkenntnis.⁵ Besonders in den USA hatten prominente Sprachrohre, wie etwa Ken Kesey, Richard Alpert oder Timothy Leary, anfangs die psychoaktive Droge LSD als Türöffner für eine neue, umfassende, die Schleier der oberflächlichen Welt hinter sich lassende Welterfahrung propagiert. Die Droge erfreute sich seit 1964 immer größerer Beliebtheit in jugendlichen Subkulturen. Allmählich rückten in einer teilweise parallelen Entwicklung auch asiatische Religionen und Körpertechniken wie Yoga und Meditation als Wege zur Selbsterkenntnis in den Fokus alternativer Jugendlicher.⁶ Besonders die Hippie-Bewegung in den USA stellte eine neue Emotionalität und Natürlichkeit der sogenannten „Plastikwelt“ des Westens gegenüber.⁷ Das vermeintlich mystische Indien übte dabei eine große Faszination auf die Gegenkultur beidseits des Atlantiks aus. Alternativkulturelle Jugendliche griffen auf bereits bestehende, orientalistisch geprägte Bilder eines archaischen, trauminduzierten, dem angeblich „kindlichen“ Urzustand der Menschheit näheren Indiens zurück, das bereits seit dem späten 18. Jahrhundert in akademischen Kreisen kursiert hatte.⁸ Indien, oder der „Osten“, war in dieser Vorstellung das absolute Gegenteil zum rationalen „Westen“ und wurde so für Teile des alternativen Milieus der „langen 1960er Jahre“ (Arthur Marwick) zu einer hervorragenden Projektionsfläche der Zivilisationskritik. Die Historikerin Isabel Richter spricht in diesem Zusammenhang von Indien als einer „produktiven Referenzkultur“. Der Theologe Harvey Cox fasste diese Entwicklung zusammen, indem er bereits 1977 schrieb, dass dem „Turn on“ mit LSD in den 1960er Jahren der „Turn East“ der 1970er Jahre gefolgt sei.⁹

Auch schon vorher, doch besonders nach der Zersplitterung des studentischen Protests von 1968 scheinen dann viele Vertreter/innen der Alternativkultur im Westen sich auf die Suche nach sich selbst in Indien und Nepal fokussiert zu haben. Detlef Siegfried schreibt dazu: „Manches deutet darauf hin, dass der noch 1968 hochfliegende Optimismus vieler Subkulturen am Übergang zu den 70er Jahren einem allgemeinen Pessimismus wich. (...). Demgegenüber gewannen kleinräumige und pragmatische Experimente mit alternativen Lebensformen im Alltag an Plausibilität.“¹⁰ Auch wenn keine genauen Zahlen bekannt sind, bestand eines dieser Experimente für tausende Jugendliche in der Reise nach Indien und Nepal auf dem Landweg über die Türkei, Persien, Afghanistan

.....

5 Vgl. Isabel Richter: Alternativer Tourismus in den 1960er und 1970er Jahren. Transkulturelle Flows und Resonanzen im 20. Jahrhundert. In: Alexander Gallus / Axel Schildt / Detlef Siegfried (Hrsg.), *Zeitgeschichte transnational. Deutschland nach 1945*, Göttingen 2015, S. 155-178, hier: S. 159f (Richter 2015).

6 Vgl. Isabel Richter: Die Osterweiterung des Bewußtseins. Techniken der Selbstentgrenzung in den langen 1960er Jahren. In: *Mittelweg* 36 (2016), Nr. 4/5, S. 107-126, hier: S. 110-116 (Richter 2016).

7 „Hippie“ war zu jeder Zeit eine Fremdbezeichnung. Die Hippies selbst bevorzugten „Heads“ oder „Freaks“, vgl. Walter Hollstein: *Die Gegengesellschaft. Alternative Lebensformen*, Bonn 1979, S. 48; vgl. Arthur Marwick: *The Sixties. Cultural Revolution in Britain, France, Italy and the United States, c.1958-c.1974*, Oxford 1999, S.479-498.

8 Vgl. Ronald Inden: *Orientalist Constructions of India*. In: *Modern Asian Studies* 20, Nr. 3 (1986), S. 401-446, hier: S. 404-408; Julie Stephens: *Anti-Disciplinary Protest. Sixties Radicalism and Postmodernism*, Cambridge 1998, S. 54-59 (Stephens 1998).

9 Vgl. Richter 2016, S. 124; Vgl. Harvey Cox: *Turning East. The Promise and Peril of the new Orientalism*, New York 1977, S. 4; Vgl. auch: Pascal Eitler: *Der kurze Weg nach „Osten“. Orientalisierungsprozesse in der Bundesrepublik Deutschland um und nach 1968*. In: Axel Schildt (Hrsg.): *Von draußen. Ausländische intellektuelle Einflüsse in der Bundesrepublik bis 1990*, Göttingen 2016, S. 288-305.

10 Siegfried 2006, S. 755.

und Pakistan. Mit kommerziellen Buslinien, per Anhalter oder wohl in den wenigsten Fällen im berühmten VW T1 Bus machten sich tausende alternativ inspirierte Jugendliche auf den Weg. Und auch das Fernsehen begleitete sie auf ihrer vermeintlichen „Flucht in ein erhofftes Glück“, wie es der Kommentar in einer der Sendungen ausdrückte.¹¹

Die Fernsehberichterstattung

Wie die Historiker Brian Ireland und Sharif Gemie bereits für den britischen Fall nachgewiesen haben, erregte ab Mitte der 1960er Jahre eine neue Form von Tourist/innen in Asien das Aufsehen der Botschaften und der britischen Öffentlichkeit. Sowohl die Diplomaten als auch einige Zeitungskommentatoren befürchteten einen Ansehensverlust Großbritanniens durch die meist jugendlichen, langhaarigen und dem Drogenkonsum oft nicht abgeneigten Reisenden. In Großbritannien erschienen schon bald sensationsheischende Artikel über „the kids who shame Britain.“¹² Doch auch in der Bundesrepublik, wo Presse und Fernsehen bereits über die Gammler, die aufkommende Hippie-Bewegung in den USA sowie die Verbreitung von LSD in der Bundesrepublik berichtet hatten, widmeten sich bald Artikel und Fernsehberichte dem Thema Hippie Trail – ohne dass der eigentliche Begriff vor 1970 in Erscheinung trat.¹³

Im Januar 1968 sendete die ARD erstmals einen dreiminütigen Beitrag über Hippies in Nepal. Nach 1973 ebte dann die Berichterstattung, mit Ausnahme einer Sendung über Nepal (1974), die unter anderem zahlreiche Haschisch konsumierende Aussteiger/innen in Kathmandu zeigt, sowie einer Wiederholung des 1973 in der ARD gesendeten Berichts „Kabul. Endstation der Hippies“ im Dezember 1975 ab. Nach einem kurzen „ARD-Aktuell“- Beitrag im Jahr 1976 über Hippies im indischen Goa folgte kein Bericht mehr. Es sind also besonders die frühen 1970er Jahre, in denen der Hippie Trail besondere Beachtung seitens der ARD erfuhr.¹⁴ Das Abflauen der Berichterstattung lässt sich vermutlich auch damit erklären, dass das Thema im Laufe der 1970er Jahre an Neuigkeitswert verlor. Im Fokus sollen nun drei Dokumentarfilme stehen, die zwischen 1970 und 1973 produziert wurden. Der erste, „Von Kabul nach Katmandu“, der am 12. September 1970 im Rahmen des Diskussions-Magazins „Pro und Contra“ im Bayerischen Rundfunk (BR) gesendet wurde, begleitet eine Gruppe junger Aussteiger/innen auf ihrem Weg von Afghanistan nach Kathmandu. Im Dezember 1970 folgte die Dokumentation „The Hippy Trail“, bei der es sich um eine Gemeinschaftsproduktion der britischen BBC und des BR-Studienprogramms handelte. Die Kooperation verdeutlicht einmal mehr, dass es sich bei den Reisen um ein transnationales Phänomen handelte. Im Februar 1972 sendete wiederum der BR die zweiteilige, insgesamt 90-minütige Dokumentation „Erfüllte Hoffnung? Westliche Jugend in Indien“. Auch bei dieser ausführlichen Darstellung handelte es sich um das Werk eines internationalen Filmteams, das Interviews mit britischen, deutschen, französischen und amerikanischen Aussteiger/innen führte. Schließlich folgte im März 1973 „Hippies in Indien“, eine in der ARD gesendete Reportage des damaligen Auslandskorrespondenten in Indien, Hans Joachim Werbke. Sie besteht hauptsächlich aus Interviewpassagen mit Aussteiger/innen in Goa

11 „Von Kabul nach Katmandu“, Min: 00:00 – 01:00.

12 Vgl. Sharif Gemie und Brian Ireland: *The Consul and the Beatnik: The Establishment, Youth Culture and the Beginnings of the Hippy Trail (1966–8)*. In: *Twentieth Century British History* (2017), S. 2.

13 Beispiele sind etwa: LSD. Die blauen Götter. In: „Der Spiegel“, Nr. 18 (1966); Hippies. Sommer der Liebe. In: „Der Spiegel“, Nr. 36 (1967); ‚Wir wollen, daß man sich an uns gewöhnt‘. Peter Brügge über die apolitische Jugendbewegung in der Bundesrepublik. In: „Der Spiegel“, Nr. 33 (1971).

14 Grundlage für diese Übersicht bildete eine Anfrage beim deutschen Rundfunkarchiv Potsdam-Babelsberg.

und am Ganges. Aber auch „normale“ Tourist/innen sowie der indische Außenminister kommen zu Wort.¹⁵

Die hier näher betrachteten dokumentarischen Berichte folgen ästhetisch einem ähnlichen Muster. Alle sind größtenteils Formen, die mit einem durch den Bericht führenden Erzähler vor allem aus Interviews bestehen. Die Grundlage bildete dabei die Einführung leicht tragbarer Handkameras mit Synchronton, die den Originalton-Dokumentarfilm technisch überhaupt erst möglich machte.¹⁶ Eine gewisse Ausnahme stellt der erste Bericht „Von Kabul nach Katmandu“ aus dem Jahr 1970 dar. Den Ton liefert ausschließlich ein Sprecher, der das Geschehen aus dem Off kommentiert. Dabei variiert er zwischen sehr unkonkreten, fast schon philosophischen Aussagen und kurzen Hinweisen auf die Bildinhalte. Dazu wechseln sich unter anderem drastische Aufnahmen von einer Heroinjektion einer jungen Frau mit prachtvollen Berglandschaften Afghanistans ab, die oftmals von psychedelisch anmutender Musik untermalt werden. Durch die kontrastierenden Bilder und den Off-Kommentar erinnert „Von Kabul nach Katmandu“ an die Frühphase der sogenannten „Stuttgarter Schule“ des Dokumentarfilms im Süddeutschen Rundfunk. Den Einfluss dieser Schule begründete ab den frühen 1960er Jahren die stilprägende Reihe „Zeichen der Zeit“ (1957-1973), die sich der Beobachtung des Alltags, der Mentalität und des Zeitgeists der jungen Bundesrepublik widmete. Eine der bekanntesten Produktionen aus dieser Reihe war 1967 „Der Polizeistaatsbesuch“, in dem hinter die Kulissen der Inszenierung des Schahbesuchs in Westdeutschland geblickt wurde. Die frühen Berichte der „Zeichen der Zeit“ hatten noch ausschließlich auf die Verbindung vielsagender Kameraeinstellungen und eines ironischen Off-Kommentars gesetzt. In allen Sendungen wurden viele Bewertungen den Zuschauer/innen selbst überlassen, da die meisten Interviews unkommentiert blieben. Dies wiederum entspricht der Grundüberzeugung des Begründers der Stuttgarter Schule, Dieter Ertel, der 1959 schrieb: „Der Zuschauer, der ja selbst sehen und hören kann, sollte nach meiner Überzeugung niemals den Eindruck haben, daß das Fernsehen seinem eigenen Urteil vorgreifen will.“¹⁷

Wie ordneten die Sendungen die Reisebewegung ein und welche Aspekte problematisierten sie? In „Von Kabul nach Katmandu“ wird zuerst auf den internationalen Charakter der Reise abgehoben und die Verbindungslinie zur Subkultur der Hippies gezogen. Während man westliche Jugendliche auf einem nicht näher verorteten Basar und durch Straßen laufen sieht, heißt es: „Eines Tages machten sie sich auf den Weg. (...). Ihre Autos bemalten sie mit den Farben ihrer Träume, Blumenkinder, Flower People. Sie kommen von überall: San Francisco, Melbourne, Paris, oder anderswo her.“ Nachdem die begleitete Reisegruppe mit ihrem Auto am Ganges in Indien angekommen ist, wird das Ziel ihrer Reise genannt: „Hier finden sie, was sie suchen: Ruhe, Frieden.“ Dass ihr Gesellschaftsausstieg schlussendlich gescheitert ist, wird in der letzten Szene deutlich, die die Reisenden in Kathmandu zeigt: „Der Tourismus schließt die Hippies wieder ein.

.....

¹⁵ „Von Kabul nach Katmandu“ (wie Anm. 1); „The Hippy Trail“, Regie: Storry Walton, deutsche Bearbeitung: Anka Kirchner, BBC/ BR-Studienprogramm, 03.01.1971 im BR-Fernsehen; „Erfüllte Hoffnung? Westliche Jugend in Indien“, zweiteilig, Autor: Remo Legnazzi, 05.02.1972 im BR-Fernsehen; „Hippies in Indien“, Reihe: „Kompak“, Autor: Hans-Joachim Werbke, 14.03.1973 in der ARD.

¹⁶ Vgl. Knut Hickethier: Geschichte des deutschen Fernsehens, Stuttgart 1998, S. 271 (Hickethier 1998); Vgl. Peter Zimmermann: Geschichte von Dokumentarfilm und Reportage von der Adenauer-Ära bis zur Gegenwart. In: Peter Ludes / Heidemarie Schumacher / Peter Zimmermann (Hrsg.): Geschichte des Fernsehens in der Bundesrepublik Deutschland, Bd. 3, München 1994, S. 213-324, S. 254f (Zimmermann 1994).

¹⁷ Zimmermann 1994, S. 242-249, Zitat: S. 244.

Er verfolgt sie, die Zivilisation nimmt sie wieder in sich auf. Man geht nach Kathmandu, um Hippies zu sehen. Morgen wird man sie vielleicht vertreiben aus ihrem neuen Paradies.“¹⁸

Insgesamt überwiegt in allen Sendungen das Motiv der Flucht vor der westlichen Gesellschaft. Das Motiv der spirituellen Sinnsuche und dem Wunsch nach Bewusstseins-erweiterung entging jedoch auch keinem der Filmteams. In „The Hippy Trail“ sagt der Kommentator: „Für die Hippies bedeutet die Fahrt nach Asien mehr als nur eine Reise. Für sie ist es eine Philosophie. Es kann ein Abenteuer bedeuten, ein Experiment im Zusammenleben mit anderen, eine Erfahrung mit sich selbst. Es kann der Versuch sein unserer Gesellschaft zu entfliehen in die neue ungebundene Gesellschaft der Hippies, in der Sex und Drogen keine Tabus mehr sind. Es kann eine Revolte sein gegen die Eltern oder das sogenannte satte Bürgertum, oder aber es kann ganz einfach die Suche nach neuen Inhalten bedeuten.“¹⁹

Die ausführlichste und nach heutigem Kenntnisstand durchaus zutreffende Erklärung liefert die zweiteilige Dokumentation „Westliche Jugend in Indien“. Unterlegt mit dem Song „Motherless Child“ von Richie Havens werden westliche Aussteiger/innen in Indien und Alltagsszenen gezeigt. Dabei lautet der Kommentar: „Eine neue Hoffnung treibt jährlich hunderttausende von Jugendlichen aus dem Westen ins mystische Land Indien. Als Hauptbeweggründe nennen sie den Druck der westlichen Gesellschaftsstruktur. Immer wieder klingt der Überdruß an Politik, Konsumzwang und Reklame, an der erdrückenden Großstadt und dem Arbeitsstress auf. Die Sehnsucht nach einem neuen Lebensstil, geprägt von einfachen ursprünglichen Lebensbedingungen, vermischt sich mit der verklärten Romantik der Armut und Entsagung. (...) Aber warum gerade Indien? Indische Kultur, mystisch und sagenumwoben, hat schon früh ihren Einfluss auf Europa ausgeübt. Gerade in unserer betont rationalen technisierten Epoche spricht die Mystik Indiens die Jugend des Westens an. Hermann Hesses ‚Siddharta‘, indische Musik oder die religiöse Krishna-Bewegung bestimmen das Bild, das sich Jugendliche von Indien machen. Aber dies ist nur ein Teilaspekt, der nie ganz dem Land und seinen Leuten gerecht werden kann.“²⁰

Am Ende des zweiten Teils resümiert die Sendung den Wunsch der Jugendlichen, aus der Gesellschaft auszubrechen. Drogenkonsum und Lethargie werden abgelehnt, die Suche nach „neuen Inhalten“ abseits der westlichen Lebensweise jedoch nicht vollständig verworfen. In einer langen Abschlussequenz folgt die Kamera einem bereits zuvor interviewten Maler, der mit anderen Aussteiger/innen im Ashram in der sog. „Weltstadt der Jugend“ Auroville lebt.²¹ An dieser Stelle resümiert der Bericht über den Ausstiegswunsch der Jugendlichen. Die vermeintliche Flucht vor der westlichen Gesellschaft wird als ein Ausweichen vor dem „sozialen und moralischen Anspruch des Westens“ gedeutet und unterstellt, dass den meisten Aussteiger/innen „eine gefestigte Persönlichkeit“ fehle. So könnte auch Indien den Jugendlichen nicht das geben, was sie such-

.....
18 „Von Kabul nach Katmandu“, Min: 01:00- 03:05 und 08:44 – 09:45.

19 „The Hippy Trail“, Min: 02:10 – 02:53.

20 „Westliche Jugend in Indien“, Teil 1, Min: 00:00 – 02:13. Besonders der Hinweis auf Hermann Hesse deckt sich mit den Erinnerungen vieler Reisender in den USA und Europa über die Beliebtheit von Hesses „Morgenlandfahrt“ oder „Siddharta“, vgl. Richter 2015, S. 170.

21 Die Stadt war 1968 auf Basis der Lehre des Philosophen Sri Aurobindo durch seine Partnerin Mirra Alfasa, meist „Die Mutter“ genannt, gegründet worden. Das Projekt wurde von der indischen Regierung und der UNESCO gefördert und existiert bis heute.

ten, „nämlich Klarheit der Zielsetzung und einen neuen Lebensinhalt sowie Frieden und Geborgenheit“. Daher würde die anfängliche Begeisterung über „das ersehnte Land“ schnell in Resignation und Lethargie umschlagen. Die alternative Lebensweise in Auroville wird am Ende der Sendung jedoch als positives Gegenbeispiel zu anderen Hippie-Gemeinschaften, etwa in Goa, dargestellt, weil die Jugendlichen dort einer sinnvollen Tätigkeit, dem Ausbau der Stadt und Mitarbeit in der Kommune sowie der Arbeit an sich selbst nachgehen würden. Der Wunsch nach Selbsterkenntnis wird folglich, trotz der vermeintlich vielfältigen Einschränkungen der Hippies, nicht abgelehnt: „Auroville kann und soll nicht eine fertige Antwort auf die Fragen der Hippies sein, bietet aber jedem die Chance einen neuen Lebensinhalt zu suchen und vielleicht zu finden.“²²

Auffallend sind weiterhin die teilweise unterschiedlichen Gruppenkonstruktionen der Sendungen, die nicht immer alle Alternativreisenden unter dem Begriff „Hippie“ subsumieren. Als Marker dienen nicht nur lange Haare, sondern vor allem eine vermeintlich ernsthafte Beschäftigung mit fernöstlichen Religionen und der Verzicht auf Drogen. In „The Hippy Trail“ wird der Schweizer Maurice vorgestellt, der selbst schon lange als Aussteiger in Nepal lebt, sich aber nicht als Hippie sieht: „Für ihn ist Hippie ein schmutziges Wort für schmutzige Leute, die ernsthaften Reisenden die ursprüngliche Freude an den kulturellen Genüssen verderben.“ Demgegenüber werden lethargisch herumsitzende oder musizierende Jugendliche in einer verlassenen Bäckerei im nepalesischen Ort Swayambhu gezeigt. Im Kommentar heißt es: „Die Hippies sprechen davon, [die Bäckerei] in Betrieb zu nehmen, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Sie reden viel, aber sie tun wenig.“²³ Als Hippies gelten nur die lethargisch herumsitzenden, Rauschgift konsumierenden Reisenden. Als weiteres Gegenbeispiel werden ihnen ein US-amerikanisches Pärchen, Edison und Sonem, gegenübergestellt, das eigentlich in idealtypischer Weise die alternativkulturelle Faszination mit dem „Osten“ verkörpert, aber nicht zu den Hippies gezählt wird: „Sie sind strikte Gegner von Rauschmitteln und wollen mit Anhängern davon nichts zu tun haben. (...). Sonem (...) nimmt Unterricht bei einem Guru in Benares. Beide studieren Tibet, den Buddhismus und vielleicht sich selbst. Für sie bedeutet der Aufenthalt in Asien ein Suchen nach Bewusstwerden und Selbsterkenntnis.“²⁴

In mehreren Interviewsequenzen grenzen sich auch westliche Jugendliche von den „Hippies“ ab. Sowohl für das Fernsehen als auch die Reisenden selbst scheint der Begriff also äußerst negativ konnotiert gewesen zu sein. In „The Hippy Trail“ antwortet ein westdeutscher Aussteiger auf die Frage, ob er sich als Hippie sehen würde: „Ich persönlich fühl‘ nicht das Bedürfnis, mich irgendetwas zu nennen. Ich glaube die Namen werden immer nur von anderen Leuten gebraucht. Jemand der ein Wort gebraucht, der wird wissen, was er damit meint (...). Die einen verstehen unter Hippies eben Leute mit langen Haaren und ungewaschenen Ohren und andere haben vielleicht mal ein bisschen gelesen und sagen, ‚die schlucken doch LSD‘, und die anderen, die anfangen nachzudenken und sich mit den Leuten auseinandersetzen, die sagen gar nicht Hippie.“²⁵

Der Bericht „Hippies in Indien“ von 1973 versucht allerdings auch gängige Vorstellungen zu modifizieren. Es werden zwar ein paar verwahrlost aussehende Jugendliche

22 „Westliche Jugend in Indien“, Teil 2, Min: 37:53 – 42:33.

23 „The Hippy Trail“, Min: 06:17 – 08:45 und 17:07 – 18:54.

24 Ebd., Min: 16:03 – 16:40.

25 „The Hippy Trail“, Min: 24:52 – 29:25.

interviewt, Hans Joachim Werbke ordnet sie aber als Ausnahme von der Regel ein: „Nur wenige Jugendliche (...), die wir drehen konnten, ähnelten dem Klischee, das man sich hier in Europa von den Hippies in Indien macht. (...). Die Szene (...) ist bunt. Außer den langen Haaren gibt es für sie keinen gemeinsamen Maßstab.“²⁶ Besonders der letzte Hinweis auf die Klischees in Europa deutet auch hier darauf hin, dass das Phänomen des Hippie Trails durchaus auch in einer breiteren Öffentlichkeit präsent war und Werbke daran anknüpfen konnte.

Alle Berichte stellten den verbreiteten Drogenkonsum als Problem dar. Dabei griffen sie teils zu drastischen Bildern. In „Von Kabul nach Katmandu“ wird eine Injektion einer Heroinsüchtigen gezeigt. Der Sprecher sagt: „Nur die Droge hilft zu suchen, zu fliehen.“²⁷ „The Hippy Trail“ enthält ein Interview mit zwei deutschen Aussteigern, die sich auf einem LSD-Trip befinden und sich vor der Kamera Morphin injizieren. Diese Menschen würden, so der Sprecher, von den meisten Menschen in Indien für die typischen Hippies gehalten. „Diese Hippies werden ihnen sagen, dass Drogen ein Schritt auf dem Weg in die Mystik sind. Sie werden ihnen nicht erzählen, dass Drogen süchtig machen, zu Infektionen wie zum Beispiel Gelbsucht oder sogar zum Tod führen können.“²⁸ Auch in „Westliche Jugend in Indien“ spielt das Drogenproblem eine große Rolle. So wird etwa die Leiche eines französischen Aussteigers am Strand von Goa gezeigt, der an einer Überdosis gestorben war. Vor allem der Haschischkonsum wurde als Zeichen von Frustration und Lethargie gedeutet. In einem rassistisch gefärbten Kommentar heißt es dazu: „Der Hauptgrund ist in der Frustration der Hippies zu suchen, denn der Protest gegen die Gesellschaftsordnung wird in Indien hinfällig und die gewohnten Mechanismen der Abreaktion fehlen in ihrem inaktiven Alltag. Aber wenn westliche Verhaltensweisen fehlen, werden Aggressionen wachgerufen. Das Vorbild der Jugendlichen, die eher lethargische Lebensweise der indischen Bevölkerung, weckt das Bedürfnis, die Aggressionen mit Haschisch zu überbrücken.“²⁹

Der Grund, warum sich harte Drogen nicht weiter in Goa durchgesetzt hätten, wird, neben der schweren Beschaffung, im tropischen Klima gefunden, denn: „Das heiße Klima selektioniert rücksichtslos geschwächte und kränkliche Fixer.“³⁰ Ab Mitte der 1960er Jahre war durch die Gammler die öffentliche Aufmerksamkeit für Drogenkonsum gestiegen, insbesondere im Umfeld der Studentenbewegung. 1969 war in der Presse der Bundesrepublik bereits von der „Haschischwelle“ oder wahlweise „-lawine“ die Rede. Ab Mitte der 1970er Jahre setzte sich dann auch Heroin in Westdeutschland durch. Der Drogenhandel, vor allem aus Marokko – einem ebenfalls beliebten Alternativreisziel – und Afghanistan, florierte. Nicht umsonst war der Hippie Trail auch unter der Bezeichnung „Hash Trail“ und in Deutschland als „Rauschgiftstraße“ bekannt. Tatsächlich bildete auch die Aussteigerenklave in Goa bald einen Dreh- und Angelpunkt des Drogenhandels über den Hippie Trail.³¹ Westliche Jugendliche wurden oft beim Drogen-

.....
26 Ebd., Min: 10:53 – 11:43 und 12:57 – 13:21.

27 „Von Kabul nach Katmandu“, Min: 02:55 – 06:35.

28 „The Hippy Trail“, Min: 29:25 – 30:56.

29 „Westliche Jugend in Indien“, Teil 2, Min: 10:54 -11:22.

30 Ebd.

31 Vgl. Robert Stephens: *The Drug Wave. Youth and the State in Hamburg, Germany 1945-1975*, Austin 2001 (Diss. Phil), S. 116-119 und S. 260f (Stephens 2001); Vgl. Arun Saldanha: *Music Tourism and Factions of Bodies in Goa*. In: *Tourist Studies* 2 (2002), Nr. 1, S. 43-62, hier: S. 45; Vgl. Sven Reichardt: *Authentizität und Gemeinschaft. Linksalternatives Leben in den siebziger und achtziger Jahren*, Berlin 2014, S. 831-836 (Reichardt 2014).

schmuggel gefasst und mussten teils harte Strafen erdulden, was auch in der Öffentlichkeit ein Thema war.³²

Etwa parallel zur Zersplitterung der Studentenbewegung fand ab den frühen 1970er Jahren ein signifikanter Anstieg des Konsums „harter“ Drogen wie Heroin statt. „Weiche“ Drogen wie Haschisch waren bereits in das Alltagsverhalten integriert worden. Hatte es in Westdeutschland im Jahr 1968 noch 1.891 Drogendelikte gegeben, waren es 1970 schon über 16.000. Die europäischen Regierungen reagierten erst allmählich auf die Ausbreitung des Drogenkonsums. So wurde in Westdeutschland das veraltete Opiumgesetz von 1929 Ende Dezember 1971 durch das bis heute bestehende Betäubungsmittelgesetz ersetzt. Auch vonseiten der afghanischen Regierung wurde der Drogenkonsum und -handel in und über Kabul in dieser Zeit erstmals als massives soziales Problem eingestuft.³³ 1972 berichtete der „Spiegel“ in einem langen Artikel über Drogenrefugien deutscher Hippies in Kabul.³⁴ 1973 sendete auch die ARD die 45-minütige Dokumentation „Kabul. Endstation der Hippies“, die sich besonders mit drogensüchtigen Aussteigern in Kabul und Afghanistan auseinandersetzt und ebenfalls drastische Szenen teilweise tödlich erkrankter westdeutscher Drogensüchtiger zeigt.³⁵ Vor diesem Hintergrund eines um sich greifenden Drogenproblems erklären sich die teils drastischen Bilder von Drogenkonsum in den Fernsehberichten dahingehend, dass sie möglicherweise auch eine abschreckende Wirkung auf Jugendliche haben sollten.

Der Konsum von Drogen schien unter den Reisenden tatsächlich weit verbreitet gewesen zu sein. Für viele gehörte die spirituelle Sinnsuche und der Konsum von Drogen auch nach der Ankunft in Indien zusammen. Drogen verloren nicht plötzlich ihren Reiz als vermeintliche Türöffner für bewusstseinsweiternde Erfahrungen, sondern wurden erst allmählich und nur teilweise durch drogenfreie Techniken wie Meditation verdrängt. Timothy Leary etwa sprach von LSD als dem „Yoga des Westens“.³⁶ „Drogenkonsum, Meditation und Spiritualismus mischten sich (...) ineinander“, schreibt Sven Reichardt über das alternative Milieu der frühen 1970er Jahre.³⁷ Dies unterstreicht beispielsweise auch die Aussage eines französischen Aussteigers: „Ich habe erkannt, was eine religiöse Erfahrung ist und ich verdanke dem LSD viel. Es ist ein guter Freund geworden, eine Art Sakrament.“³⁸ Der Kulturanthropologe Graham St. John ordnet den Drogenkonsum in den Zusammenhang des Ausstiegswunsches aus der westlichen Gesellschaft ein. Nicht nur die Reise nach Indien und Nepal, sondern auch der Konsum harter Drogen habe den Versuch einer totalen, oft bewusst selbstzerstörerischen Abkehr von der Gesellschaft und der eigenen Vergangenheit bedeutet.³⁹

.....
32 Siehe etwa: Ware im Buddha. In: „Der Spiegel“, Nr. 18 (1969).

33 Vgl. Klaus Weinbauer: Heroinszenen in der Bundesrepublik Deutschland und in Großbritannien der 1970er Jahre. Konsumpraktiken zwischen staatlichen und zivilgesellschaftlichen Einflüssen. In: Sven Reichardt und Detlef Siegfried (Hrsg.): Das Alternative Milieu. Antibürgerlicher Lebensstil und linke Politik in der Bundesrepublik Deutschland und Europa 1968-1983, Göttingen 2010, S. 244-264, hier: S. 248ff; Vgl. Stephens 2001, S. 260f; Vgl. Richter 2015, S. 173.

34 Pudding von Sigi. In: „Der Spiegel“, Nr. 36 (1972).

35 „Kabul. Endstation der Hippies“, Regie: Johannes Schaaf, 08.07.1973 in der ARD.

36 Vgl. Richter 2015, S. 173-176; Vgl. Richter 2016, S. 125; Vgl. Reichardt 2014, S. 833.

37 Reichardt 2014, S. 846.

38 „Westliche Jugend in Indien“, Teil 2, Min: 12:09 – 12:50.

39 Vgl. Graham St. John: Seasoned Exodus. The Exile Mosaic of Psycculture. In: Dancecult. Journal of Electronic Dance Music Culture 4 (2012), Nr. 1, S. 4–37, hier: S. 14.

Nicht alle Berichte versuchten, die Sichtweise der lokalen Bevölkerung vor Ort einzufangen. In „Westliche Jugend in Indien“ grenzt ein indischer katholischer Priester in Goa den Haschischkonsum der „Hippies“ von harten Drogen, die er ebenfalls ablehnt, ab. Seine Aussagen bleiben unkommentiert und deuten so durchaus auf das Bemühen der Produzenten hin, verschiedene Sichtweisen abzubilden. Zudem kommen indische Journalisten zu Wort, die betonen, dass die indische Bevölkerung gerne auch so materialistisch wäre wie der Westen. An diesem Beispiel zeigt sich aufs Neue, dass nicht das Indien der Gegenwart die Bühne für den Ausstieg der Jugendlichen bot, sondern das zuvor beschriebene konstruierte und idealisierte Indien, das einen archaischen paradiesischen Urzustand der Menschheit verkörperte.⁴⁰ Eine weitere interessante Stimme findet sich in Gestalt des indischen Innenministers, der vom ARD-Auslandskorrespondenten Hans Joachim Werbke interviewt wurde. Bezugnehmend auf Maßnahmen anderer asiatischer Staaten, die beispielsweise durch Haar-Erlässe die Einreise westlicher Hippies verhindern wollten, wies er auf die begrenzte Wirkung solcher Maßnahmen hin: „Wir stehen jedoch vor dem Problem: Wie sollen wir den Begriff Hippie definieren? Viele Professoren, Studenten und andere Personen haben unkonventionelle Gewohnheiten angenommen, langes Haar und ähnliches. Deshalb muss man in Betracht ziehen, was ein Mensch tut und nicht wie er aussieht.“⁴¹

Einordnung

Wie können die Fernsehberichte in den Zeitkontext der frühen 1970er Jahre eingeordnet werden? In den Berichten wird die Reise der Aussteiger/innen als eine Flucht und tendenziell als ein Ausdruck von Schwäche dargestellt; ihre Suche nach einer alternativen Lebensweise aber nicht rundweg abgelehnt und sogar ein gewisses Verständnis geäußert. Besonders in „Westliche Jugend in Indien“ wird dieses zweigeteilte Bild deutlich: Die Aussteiger/innen werden als tendenziell charakterschwach dargestellt, aber am Ende in Form von Auroville eine akzeptable Form der Selbstfindung präsentiert, die einer vermeintlich „westlichen“ Lebensweise trotzdem kritisch gegenübersteht. Als äußerst negativ gelten in allen Berichten eigentlich nur die lethargischen Aussteiger/innen, die Drogen konsumieren und dem in Westdeutschland bereits geläufigen Bild von Gammeln entsprechen. Insgesamt scheinen die Berichte also „gute“ Reisende zu identifizieren und in gewisser Weise für die Zuschauer/innen in die Gesellschaft zu reintegrieren. Die Betonung des Drogenkonsums ist ein weiteres auffallendes Merkmal aller Berichte. Wohl vor dem Hintergrund eines immer weiter um sich greifenden Drogenproblems in Westeuropa sollten die drastischen Bilder die Gefahren von Drogen illustrieren und Jugendliche womöglich von der Reise nach Indien und Nepal abhalten oder davor warnen.

Ein Blick auf die Funktion der Dritten Programme innerhalb der Programmplanung der ARD scheint eine solche pädagogische Stoßrichtung der Fernsehberichte nahezu legen. Bis auf „Hippies in Indien“ und „Kabul. Endstation der Hippies“ wurden alle längeren Berichte im Bayerischen Rundfunk (BR) gesendet. Das Hauptprogramm der ARD folgte einem Integrationsprinzip und richtete sich entsprechend an eine große Mehrheit der Zuschauer/innen. Die 1961 eingeführten Dritten Programme setzten demgegenüber auf das Differenzierungsprinzip. Der Schwerpunkt dieser Kanäle lag auf Bildung und Kultur. Als Zielpublikum standen damit im Gegensatz zum Hauptprogramm Menschen mit hoher Bildung im Fokus und die Einschaltquoten waren anfangs noch gering. Beson-

40 Vgl. Richter 2015, S. 170f; Vgl. Stephens 1998, S. 56.

41 „Hippies in Indien“, Min: 11:43 – 12:34.

ders der Bildungsaspekt gewann im Zuge einer Bildungsdiskussion während der frühen 1960er Jahre, in der eine „Bildungsnot“ oder gar „-katastrophe“ konstatiert wurde, an Bedeutung. Das Fernsehen wurde Knut Hickethier zufolge immer weniger als Problem, sondern als für Bildungszwecke geeignetes Medium gesehen. Besonders das Studienprogramm des BR gewann dabei an Bedeutung. Es gliederte sich in ein Lehrprogramm und in das Studienprogramm, das breitere Themen aus Politik, Wissenschaft und Kultur aufnahm. Wie bereits angesprochen, war der Bericht „The Hippy Trail“ von der BBC und dem Studienprogramm des BR produziert worden und auch „Westliche Jugend in Indien“ scheint eine zuvorderst pädagogische Funktion gehabt zu haben, was unter anderem daran deutlich wird, dass Ernst Emrich der Auftraggeber der Sendung war. Emrich war im BR maßgeblich am Aufbau des Schulfernsehens beteiligt gewesen und hatte zwischen 1971 und 1973 die Position des Leiters der Projektgruppe Familie und des stellvertretenden Leiters des Programmbereichs Familie und Schule inne.⁴²

Die Fernsehberichte erfassten den Hippy Trail folglich als ein erklärungsbedürftiges Phänomen der Gegenwart. Trotzdem nahmen die Berichte eine relativ differenzierte Haltung gegenüber den Aussteiger/innen ein und überließen gar viele der Aussagen der Reisenden dem Publikum selbst zur Bewertung. Mögliche Gründe hierfür könnten in der Bereitschaft vieler Fernseh-Dokumentarfilmer/innen der 1960er und -70er Jahre zu finden sein, sozialen Problemen und Randgruppen vermehrt Aufmerksamkeit zu schenken. Viele Dokumentarfilme aus dieser Zeit nahmen eine durchaus sympathisierende Haltung mit den porträtierten Menschen ein. Auch die diesbezügliche Toleranz der jeweiligen Intendanten, solche Inhalte zu senden, gilt es zu beachten.⁴³ Auch neue Phänomene der Alternativkultur wurden betrachtet. Bereits 1967 hatte Peter Fleischmann in „Herbst der Gammler“ einen Blick auf die sogenannten Gammler geworfen. Die neue Faszination am mystischen „Osten“ in der Bundesrepublik selbst wurde 1970 im NDR behandelt.⁴⁴ Ein Beispiel für die Thematisierung neuer jugendkultureller Phänomene stellt auch die von 1971 bis 1977 gesendete Reihe über Popmusik, „Sympathy for the Devil. Signale der Auflehnung“, des Hessischen Rundfunks (HR) dar.

Abschließend kann, mit Rückbezug auf Knut Hickethiers Metapher vom Fernsehen als televisuellem Lagerfeuer der Gesellschaft, in den Berichten ein gesellschaftlicher Aushandlungsprozess dezidiert postmaterialistischer Werthaltungen gesehen werden.⁴⁵ Laut Thomas Müller-Schneider fanden sich Anfang der 1970er Jahre deutlich mehr Menschen als noch in den 1950er Jahren, die in Umfragen der Aussage zustimmten: „Es wäre am schönsten zu leben, ohne arbeiten zu müssen.“ Diese Verschiebung habe zu einem neuen Typus zweckrationalen Handelns geführt, der vor allem auf die Erfahrung schöner Erlebnisse und ein Maximum an Lebensqualität ausgerichtet gewesen sei.⁴⁶ Die Reise auf dem Hippy Trail als Ausdruck des Wunsches nach neuen Erfahrungen und Erlebnissen wurde folglich in einer Gesellschaft, in der zu dieser Zeit eine ge-

.....

42 Vgl. Hickethier 1998, S. 225ff; Vgl. Kurzbiografie von Ernst Emrich: www.br.de/unternehmen/inhalt/br-geschichten/br-geschichten-ernst-emrich-102.html (zuletzt abgerufen am: 18.06.2018).

43 Ein Beispiel ist etwa der Dokumentarfilm „Rote Fahnen sieht man besser“, Regie: Theo Gallehr und Rolf Schübel, WDR 1971, vgl. Zimmermann 1994, S. 270ff.

44 „Hare Krishna. Auf dem Wege zur Glückseligkeit“, Regie: Ekkehard Bahls, 10.02.1970 im NDR Fernsehen.

45 Vgl. Hickethier 1998, S. 3.

46 Vgl. Thomas Müller-Schneider: Wertewandel, Erlebnisorientierung und Lebensstile. Eine gesellschaftsgeschichtliche und modernisierungstheoretische Interpretation. In: Georg W. Oesterdiekhoff und Norbert Jegelka (Hrsg.): Werte und Wertewandel in westlichen Gesellschaften. Resultat und Perspektiven der Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2001, S. 91-106, hier: S. 96.

nerelle Werteverstärkung zu „Freiheits- und Selbstentfaltungswerten“ (Helmut Klages) stattfand, nicht mehr als durchweg abzulehnendes, abweichendes Verhalten gesehen. Zwei Äußerungen von Außenstehenden deuten auf diese partielle Vorreiterrolle hin. In „Hippies in Indien“ wird eine Gruppe deutscher Lehrer/innen einer afghanischen Regierungsschule in Kabul vorgestellt, die laut Aussage eines Lehrers die „Winterferien mit der Suche nach den kleinen Paradiesen der sogenannten Hippies“ verbringt. Der gleiche Sprecher sagt: „Bei diesem Wort Hippies muss ich also sagen, dass dieser Ausdruck unterschiedslos gebraucht wird: Für alle Gestalten, die lange Haare haben, die Rauschgift nehmen, die studieren, die sich ein wenig Weltblick verschaffen wollen, und hier muss differenziert werden.“⁴⁷ Neidvoll blickt auch ein anderer westdeutscher Tourist in Goa auf die Hippies: „Ich bin hier als Tourist nach Indien gekommen und ich glaube schon, dass ich hier das Paradies gefunden habe. (...) Ich möchte hier schon ein halbes Jahr leben wie die Hippies, aber leider kann ich mir das nicht erlauben.“⁴⁸ Die Verklärung des „Ostens“ zu einem idyllischen Ort fand folglich nicht nur im alternativen Milieu statt. Der Wunsch, zumindest temporär aus der Leistungsgesellschaft auszusteigen und sich selbst zu finden, scheint im Laufe der 1970er Jahre ein durchaus positiv besetztes Motiv nicht nur in den Alternativkulturen gewesen zu sein. Dies deutet vielleicht auch die heutige Beliebtheit von Backpacking im „Gap-Year“ oder die blühende Ratgeber-Literatur zu Ausstiegen, Auszeiten oder Planung eines Sabbatjahres an.

Als Phänomen der „langen“ 1960er Jahre sind die Jugendbewegung der Hippies und der Hippie Trail mittlerweile Teil des kulturellen Gedächtnisses geworden. Zu den Jubiläen des „Summer of Love“ (1967) oder des Woodstock Festivals (1969) zieren die Hippies und allen voran der bunt bemalte VW T-1 Bus Coverbilder und Fernsehberichte. Zuletzt fand er sich gar, nebst obligatorischem Schafsfellmantel aus Afghanistan, als Teil der Ausstellungssequenz über Tourismus in der Sonderausstellung „Geliebt. Gebraucht. Gehasst. Die Deutschen und ihre Autos“ im Haus der Geschichte in Bonn wieder. Als Projektionsfläche fügen sich dort nun die Hippies neben den Italiensreisenden/innen der 1950er Jahre problemlos in das Narrativ von Freiheitsdrang und Individualismus ein und dienen so paradoxerweise der Selbstvergewisserung einer Gesellschaft, von der sich viele der Reisenden seinerzeit innerlich zutiefst distanziert hatten. Auch das Fernsehen entdeckte das Thema wieder für sich. 2007 sendete Arte zum Jubiläum des „Summer of Love“ eine fünfteilige Reihe über den Trail. 2008 folgte der WDR mit einer gekürzten zweiteiligen Fassung. Die Reise wird darin von einem Projekt einiger spirituell bewegter Aussteiger/innen zum gelebten Traum „einer ganzen Generation.“⁴⁹ Vor allem durch den ausgedehnten Einsatz zeitgenössischer Musik wird in den Filmen der Gedächtnisort Hippie Trail in den Erinnerungsraum der Jugend- und Alternativkultur der 1960er und -70er Jahre integriert und lädt nun zur Identifikation ein. Es ist wohl kein Zufall, dass das erneute private und öffentliche Interesse an den Indienreisen alternativer Jugendlicher zu der Zeit wieder aufkommt, in der sich viele der heute ca. 60- bis 70-Jährigen ihrer Jugend erinnern – und sich in das Narrativ von Aufbruch und Revolte integrieren wollen, ob sie sich nun selbst auf den Weg gemacht haben, oder nicht.

.....
47 „Hippies in Indien“, Min: 06:05 – 06:26.

48 Ebd., Min: 09:35 – 10:05.

49 „High sein, frei sein, überall dabei sein“, fünfteilig, Regie: Maren Niemeyer, Arte 2007; „Die Karawane der Blumenkinder“, zweiteilig, Regie: Maren Niemeyer, 4. und 11.4.2008 im WDR-Fernsehen, hier: Teil 1, Min: 03:18 – 03:39.

Martin Stallmann

„1968“ ist Geschichte!

Beobachtungen zum 50. Jahrestag

Da sind sie wieder – die Bilder von „1968“. Seit 50 Jahren flimmern sie im bundesdeutschen Fernsehen: Protestierende rütteln an Absperrungen, sie skandieren „Ho, Ho, Ho Chi Minh“, Rudi Dutschke spricht in Mikrofone und die Kommune 1 treibt ihren Schabernack. Es erklingen die Rolling Stones, Bob Dylan oder The Who – und manchmal auch Heintje. Der Protest und der Sound der späten 1960er Jahre haben ihren festen Platz im Kalender des Geschichtsfernsehens. Das nächste „1968“ kommt bestimmt. Daher ist es nicht überraschend, dass auch 2018 jene Bilder und Töne auf die Mattscheiben zurückkehrten. Seit Jahrzehnten beschäftigt sich das Fernsehen mit den Fragen: Was war „1968“? Und was ist davon geblieben? Beständig sucht es nach den Wirkungen von „1968“. Doch diese Frage wird man auf empirischer Basis nicht endgültig beantworten können – auch seitens der historischen Forschung nicht.

Die „Unschärfeformel ‚1968‘“ (Detlef Siegfried) ermöglichte es in der Vergangenheit, immer wieder ganz unterschiedliche Themenbereiche mit dem studentischen Protest in Verbindung zu setzen. Als Chiffre polarisierte die mythenumrankte Jahreszahl „Achtundsechzig“. Sie bot Anlass für Diskussionen um die gesellschaftlichen Folgen des Protests und gewährte Orientierung. Für viele Zeitzeuginnen und Zeitzeugen trennte „1968“ die Geschichte der Bundesrepublik in ein Vorher und ein Nachher – im Guten wie im Schlechten. Für die einen bedeutete jene Zeit eine Umgründung der Republik. Die späten 1960er Jahre galten als Ausgangspunkt positiv wahrgenommener Wandlungsprozesse. Die Trias aus Liberalisierung, Demokratisierung und Modernisierung umrahmte diese Deutung. Für andere markierte „1968“ den Ausgangspunkt von Gewalt und Terrorismus sowie den Ursprung gesellschaftlicher Fehlentwicklungen: vom „Werteverfall“ über hohe Scheidungsraten bis hin zur Arbeitslosenquote. Diese bipolare Sicht auf die historischen Ereignisse und deren Folgen zeigte sich auch noch beim letzten Jubiläum im Jahr 2008. Im ZDF ließ beispielsweise Maybrit Illner ihre Studiogäste das Thema „Die ‚68er‘ – Befreier oder Zerstörer“ diskutieren.¹ Erstaunlich an dieser Talkshow war im Grunde nicht der Inhalt, sondern wie der Journalist Reinhard Mohr treffend anmerkte, „wie sensationell nachhaltig diese historische Rebellion ist“.²

War der Protest der späten 1960er Jahre bei zurückliegenden Jubiläen immer auch ein Stück Gegenwart, so scheint er nun endgültig Geschichte zu sein. Vorbei sind die Zeiten, in denen man anhand von „1968“ um das Selbstverständnis der Bundesrepublik stritt. Zwar forderte der Vorsitzende der CSU-Landesgruppe im Deutschen Bundestag, Alexander Dobrindt, pünktlich zu Jahresbeginn, dass man „1968“ endlich hinter sich lassen müsse und mahnte im zeitlichen Abstand von 50 Jahren eine „konservative Revolution der Bürger“ an – mit der CSU an ihrer Spitze versteht sich.³ Mit seinem Essay in der „Welt“ gelang es Dobrindt, einigen Staub aufzuwirbeln und Nachrichtenwerte zu generieren. Die anschließende Medienberichterstattung über die Thesen des CSU-Politikers zeigte, dass das kalkulierte Nachhutgefecht um die „richtige“ Deutung von

1 Maybrit Illner: Die „68er“ – Befreier oder Zerstörer, ZDF vom 17. April 2008.

2 Reinhard Mohr: 68er-Debatte bei „Maybrit Illner“. Krawallrunde mit Crashtest-Dummies, 18. April 2008, <http://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/68-debatte-beimaybrit-illner-krawallrunde-mit-crashtest-dummies-a-548187.html> (zuletzt abgerufen am 6. September 2018).

3 Alexander Dobrindt: „Wir brauchen eine bürgerlich-konservative Wende“. In: „Die Welt“ (Berlin) vom 4. Januar 2018.

„1968“ und die Reaktivierung alter Feindbilder nicht so recht aufging. So fragte beispielsweise Marietta Slomka im „heute journal“ irritiert, warum er sich heute noch an den Alt-68ern abarbeiten müsse. Bezeichnenderweise war im Anschluss an das Nachrichten-Interview mehr über die kritischen Nachfragen der ZDF-Journalistin und das Revolution-Vokabular des Politikers zu lesen, als über Dobrindts Thesen zu den Folgen von „1968“ selbst.⁴

„1968“ ist Geschichte und hat seine eigene Geschichte im Fernsehen.⁵ Diese mediale Geschichte des Protests umfasst mittlerweile über fünf Jahrzehnte. Die „Unruhe im Fernsehen“ (Meike Vogel) war bereits zeitgenössisch ein Medienereignis. Die Protestakteure vermochten es, das Medium Fernsehen als Kommunikationskanal zu nutzen. Gleichsam synchronisierte es Protestaktionen auf unterschiedlichen Kontinenten und erweckte bei so manchem Akteur den Eindruck einer globalen Revolte. Damals wie heute ist das Fernsehen eine Erzählmaschine – unentwegt erzählt es Geschichte(n). In den zurückliegenden Monaten nahmen verschiedene Fernsehsendungen die Zuschauerschaft erneut mit auf eine Reise in die Protestjahre. Einige Akteure von einst kehrten (mal wieder) auf die Medienbühne zurück, um von ihrem „1968“ zu erzählen. Die Narrativität der Fernsehsendungen bildet den Ausgangspunkt dieses Artikels. Im Folgenden frage ich, wie, was und wozu hat das bundesdeutsche Fernsehen im zurückliegenden Jubiläum über „1968“ berichtet. Die Fernsehbeiträge werden dabei hinsichtlich der Erzählweise (dem Wie), des Erzählinhalts (dem Was) sowie der Erzählfunktion (dem Wozu) untersucht.⁶ Dieser Artikel erhebt nicht den Anspruch, die Jubiläumsberichterstattung des Jahres 2018 in ihrer Gesamtheit auswerten zu können, jedoch werden einige Beobachtungen herausgearbeitet. Somit strebe ich mit den Worten des Historikers Christoph Classen weniger „eine umfassende, auf Totalität zielende Beschreibung der Wirklichkeit als eine ausschnittshafte, partielle Rekonstruktion“ an.⁷ Hierzu habe ich in den Online-Mediatheken der Fernsehsender nach Dokumentarfilmen und Magazinbeiträgen zum Themenkomplex gesucht und diese gesichtet. Dabei zeigte sich, wie bereits bei den zurückliegenden Jubiläen, dass sich faktuale Erzählungen über die Protestjahre fast ausschließlich im öffentlich-rechtlichen Fernsehen finden lassen. Gibt es nach 50 Jahren noch etwas Neues an „1968“ zu entdecken? Was bedeutet der Protest der späten 1960er Jahre aus Sicht der Fernsehjournalistinnen und Fernsehjournalisten für unsere Gegenwart? Und worin unterscheiden sich eigentlich die aktuellen Sendungen von ihren Vorgängern?

Die Folgen des Protests: Was ist geblieben?

„In vielen gesellschaftlichen Bereichen sind Gedanken der Protestbewegung auch heute noch lebendig“, so konstatierte das „ZDF Pressejournal“ im Spätherbst 1977. Der

4 Siehe hierzu beispielsweise Ole Siebrecht: Marietta Slomka stellt CSU-Politiker Alexander Dobrindt bloß, 5. Januar 2018, <https://ze.tt/marietta-slomka-stellt-csu-politiker-alexander-dobrindt-bloss/> (zuletzt abgerufen am 28. Juli 2018); Matthias Drobinski: Wofür der Begriff „Konservative Revolution“ steht, 7. Januar 2018, <https://www.sueddeutsche.de/politik/rechtes-vokabular-wofuer-der-begriff-konservative-revolution-steht-1.3815738> (zuletzt abgerufen am 28. Juli 2018).

5 Siehe hierzu auch ausführlich Martin Stallmann: Die Erfindung von „1968“. Der studentische Protest im bundesdeutschen Fernsehen, 1977-1998, Göttingen 2017 (Stallmann 2017).

6 Das theoretische Fundament meiner Analyse bilden die literaturwissenschaftliche Narratologie und die darauf aufbauende Filmnarratologie. Siehe für weiterführende Literaturhinweise und die Grundlagen einer historischen Fernsehanalyse auch: ebd., S. 25-37.

7 Christoph Classen: Qualitative Diskursanalysen in der historischen Medien- und Kommunikationsforschung. In: Klaus Arnold, Markus Behmer und Bernd Semrad (Hrsg.): Kommunikationsgeschichte. Positionen und Werkzeuge. Ein diskursives Hand- und Lehrbuch. Berlin 2008, S. 363-382, hier S. 377.

vom Journal angekündigte ZDF-Fernsehbeitrag „Vor 10 Jahren: Der Aufstand der Studenten“ fragte dann auch mit Blick auf die ehemaligen Protestakteure: „Was haben sie bewirkt, was ist davon geblieben?“⁸ Dieses frühe Beispiel einer Jubiläumssendung zeigt, dass sich die Erzählroutine „1968“ bei Fernsehjournalistinnen und Fernsehjournalisten erst etablieren musste. Zunächst war das bundesdeutsche Geschichtsfernsehen noch nicht so stark auf das Jahr 1968 fixiert, so dass man sowohl 1977 als auch 1978 den studentischen Protest unter dem Motto „zehn Jahre danach“ thematisierte.⁹ Von 1983 bis 1998 erfolgte die jubiläumszyklische Berichterstattung im Fünfjahres-Rhythmus, um anschließend alle zehn Jahre an den einstigen Protest zu erinnern. Die unterschiedlichen Jubiläen boten Gelegenheiten zur Auseinandersetzung mit der zurückliegenden Protestgeschichte. Zeitzeuginnen und Zeitzeugen erhielten das Wort, und in Gesprächsrunden suchten sie zusammen mit den Fernsehschaffenden Antworten auf die Fragen „Wo sind sie geblieben?“ oder „Was ist davon geblieben?“. Während die erste Frage auf die Lebenswege ehemaliger Akteure abzielte, fahndete die zweite nach längerfristigen Folgen der Protestbewegung. In den Fernsehbeiträgen der 1980er und 1990er Jahre dominierte ein Narrativ, welches die Protestjahre als Ausgangspunkt von tiefgehenden Veränderungen in der Bundesrepublik markierte. Im Zentrum stand dabei die generationelle Erfolgsgeschichte der „68er“, die eine Umgründung der Bundesrepublik bewirkt habe.

Mittlerweile haben die „68er“ das Rentenalter erreicht und das Fernsehen nutzte das diesjährige Jubiläum, um abermals die Folgen der Protestbewegung zu bilanzieren. Zu Jahresbeginn fragte „Titel – Thesen – Temperamente“ (ttt) in vertrauter Weise: „Was ist von damals geblieben? Wie wirken die Kämpfe und Ideen bis heute fort, und wie hat die Revolte unser Land verändert?“ Doch was sind nun diese Ideen von „1968“? Der „ttt“-Fernsehbeitrag betonte die „zwei Seiten von 68: der gute Glaube, alles von Grund auf neu machen zu können, den Menschen und die Gesellschaft, und später die tödliche Militanz, mit der manche diese Idee durchsetzen wollten.“¹⁰ Mit dieser Perspektivierung griff der Beitrag einerseits die in den späten 1960er Jahren (wieder) verbreitete Idee des Neu- und Anders-Werdens auf. Die „Schaffung des neuen Menschen“, von der Rudi Dutschke mehrfach sprach, war eine der zentralen Ideen in der politisch-utopischen Gedankenwelt zahlreicher Protestakteure.¹¹ Dass der Weg zum „Neuen Menschen“ auch mit Gewalt verfolgt wurde, rief der Beitrag andererseits durch Tatort-Bilder vom Attentat auf Siegfried Buback in Erinnerung. Die Ermordung des Generalsbundesanwalts und zweier Begleiter am 7. April 1977 in Karlsruhe markierte „ttt“ somit als tödliche Nachwirkung der Ideen von „1968“. Der Fernsehbeitrag bettete die Protestgeschichte darüber hinaus in einen längeren Wandlungsprozess ein. Der Historiker und Zeitzeuge Götz Aly erklärte hierzu: „Wir waren Profiteure einer Liberalisierung, die in den 60er-Jahren längst begonnen hatte.“¹² Aly kam die Funktion zu, der Überhöhung von „1968“ entgegenzutreten. Die späten 1960er Jahre bilden in dieser Erzählperspektive keine Zäsur in der bundesrepublikanischen Geschichte, sondern sind vielmehr Teil eines „widersprüchli-

8 Vor 10 Jahren: Der Aufstand der Studenten. In: „ZDF-Pressejournal“ 44 (1977), S. 36.

9 Siehe zum ersten Jubiläum auch Martin Stallmann: Das erste Jubiläum von „1968“. Die Protestbewegung zehn Jahre danach im bundesdeutschen Fernsehen. In: Zeitgeschichte-online, Mai 2017, <https://zeitgeschichte-online.de/kommentar/das-erste-jubilaem-von-1968> (zuletzt abgerufen am 28. Juli 2018).

10 Lennart Herberhold: 1968 und die Folgen – Was ist von damals geblieben? In: ttt, ARD vom 14. Januar 2018.

11 Siehe zur Ideengeschichte Gottfried Küenzlen: Der alte Traum vom Neuen Menschen – Ideengeschichtliche Perspektiven. In: APuZ 37-38 (2016), S. 4-9, hier S. 8.

12 Götz Aly in: 1968 und die Folgen – Was ist von damals geblieben? In: ttt, ARD vom 14. Januar 2018.

chen, vielschichtigen Prozess[es]“.¹³ Im Gegensatz zu zahlreichen Fernsehbeiträgen in der Vergangenheit verortet der „ttt“-Beitrag die Geschichte von „1968“ somit in einem längeren zeitlichen Ablauf. Und was bleibt? Für „ttt“ sind es zum einen die Protestbilder, die Fotografien von Rudi Dutschke oder der Kommune 1, die jener Zeit ein unverwechselbares Gesicht geben. Zum anderen ist „1968“ die „Mutter aller Protest-Events“: ein überdauerndes Beispiel für erfolgreiche Protestinszenierungen. Der untersuchte Beitrag ist somit ein Beispiel für eine Normalisierung der Protestgeschichte – jenseits von Mythisierungen und Verklärungen.

Wie wirkmächtig das Umgründungs- und Erneuerungsnarrativ auch im 50. Jubiläum nachhalte, verdeutlicht ein anderer Fernsehbeitrag. Das rbb-Kulturmagazin „Stilbruch“ setzte sich im Januar 2018 ebenfalls mit der Frage „Was ist von 1968 geblieben?“ auseinander. Zwar hieß es zu Beitragsbeginn aus dem Off relativierend: „Jetzt 50 Jahre später wissen wir, dass die Liste dessen, was 68 nicht war und zum Glück auch nicht geworden ist, länger ist als das, was von 68 bleibt.“¹⁴ Jedoch gingen in dem Beitrag anschließend drei Generationen auf das Protest-Erbe ein. Interessant ist, welche Wirkungen die Befragten der Protestbewegung zuschrieben. Für den Schriftsteller und ehemaligen Protestakteur Peter Schneider (Jahrgang 1940) hatte die Bewegung die „Kultur des Gehorsams für immer in Deutschland beseitigt“.¹⁵ Der stellvertretene „Bild“-Chefredakteur Nikolaus Blome (Jahrgang 1963) gab zu Protokoll: „Vor 68 oder in dieser Zeit zumindest mussten, glaube ich, Frauen ihre Männer noch fragen, ob sie arbeiten gehen dürfen. Mussten Frauen ihre Männer noch fragen, ob sie ein Konto eröffnen dürfen.“¹⁶ Und die Schriftstellerin Nora Bossong (Jahrgang 1982) erklärte, dass die „68er“ eine „kritische Auseinandersetzung mit der deutschen Vergangenheit“ bewirkt hätten.¹⁷ Die zitierten Stimmen sind Beispiele für Erzählungen, welche das Umgründungsnarrativ umranken. Die Protestbewegung steht für die Veränderungen von Verhaltensweisen, für eine Umordnung von Geschlechterbeziehungen sowie für eine intensivierte Beschäftigung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit. Welchen Beitrag der Protest um 1968 hierfür leistete, ist schwer bestimmbar und wird Gegenstand von Diskussionen bleiben. Jedoch ist anzumerken, dass sich Wertvorstellungen wie Gehorsam nicht ad hoc verändern. Wertverschiebungen sind das Ergebnis längerer Aushandlungsprozesse. „1968“ hat jedoch zeitgenössisch und vor allem im Nachklang dafür gesorgt, dass man beständig über Werte und Normen sprach – auch über Geschlechterrollen. Gleichwohl bereits das sogenannte Gleichberechtigungsgesetz von 1957 die Rechte von Ehefrauen gestärkt hatte, tilgte der Gesetzgeber erst 20 Jahre später das Leitbild der Hausfrauenehe. Diese Vorstellung sah vor, dass Frauen nur arbeiten durften, wenn sie die Familie nicht vernachlässigten.¹⁸ Insbesondere die Frauenbewegung der 1970er Jahre hat auf die Ungleichheit der Geschlechter aufmerksam gemacht, so dass man diesen Verdienst nicht der Protestbewegung der späten 1960er Jahre anheften sollte. Die von Blome angesprochenen Beispiele zeigen, dass „1968“ ein historischer Schwamm ist, der Geschehnisse aus drei Jahrzehnten in sich aufsaugt. Ähnlich verhält

.....

¹³ Hier und im Folgenden Off-Kommentar in: ebd.

¹⁴ Ulf Kalkreuth: Was ist von 1968 geblieben? In: „Stilbruch“, rbb vom 21. Januar 2018.

¹⁵ Peter Schneider in: ebd.

¹⁶ Nikolaus Blome in: ebd.

¹⁷ Nora Bossong in: ebd.

¹⁸ Siehe zur Situation der Frauen in den „langen 1960er Jahren“ auch Elisabeth Zellmer: Töchter der Revolte? Frauenbewegung und Feminismus der 1970er Jahre in München. München 2011, S. 13-57.

es sich mit der Aufarbeitung der nationalsozialistischen Geschichte. Im Zentrum der Protestbewegung stand keine inhaltliche Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus, sondern vielmehr das Bestreben, eine Wiederkehr des Nationalsozialismus zu verhindern. Die Triebkräfte des Wandels beim Umgang mit dem „Dritten Reich“ waren nicht die Protestierenden, sondern die spektakulären NS-Prozesse zwischen 1958 und 1965, die Bundestagsdebatten um Verjährung von Mord und Totschlag in den Jahren 1960/61 und 1965 sowie die breite dazugehörige Medienberichterstattung.¹⁹

Bei der Bilanzierung von „1968“ wird deutlich, dass es ein „diffuses Phänomen ohne eindeutigen Ort und auch ohne eindeutige Zeit“ bleibt.²⁰ Diese Unbestimmtheit erlaubt es, auch im Abstand von 50 Jahren die Chiffre mit verschiedenen Inhalten zu füllen. Mithilfe von „1968“ ist es immer noch möglich, die Geschichte der alten Bundesrepublik zu vermessen, wobei die Protestgeschichte dazu dient, Veränderungsprozesse greifbar und erzählbar zu machen. Zwar leben tradierte Umbruchserzählungen auch im Jahr 2018 fort, gleichzeitig scheint aber die Widersprüchlichkeit, der Facettenreichtum und die Vielschichtigkeit des Protests stärker als in der Vergangenheit in den Fokus zu rücken. Das Geschichtsfernsehen interessiert sich stärker für das andere „1968“, wie auch das folgende Beispiel verdeutlicht.

„Deutschland ‘68: (K)ein Jahr wie jedes andere“

Als ein Jahr der Gegensätze charakterisieren Caroline Pellmann und János Kereszti jenes „1968“, in dem Heintje im Radio und die APO durch die Straßen lief. Ihr Beitrag aus dem Abendprogramm der ARD nimmt verschiedene Perspektiven ein. Bereits in der Angangssequenz wird die Vielschichtigkeit des Jahres präsentiert. Auf der Bildebene konnten das Fernsehpublikum mehrere Monitore erblicken, die unterschiedliche Facetten abbildeten. Die einzelnen Monitore zeigten unter anderem Rudi Dutschke im Gespräch, junge Menschen bei einer Tanzveranstaltung, Walter Ulbricht und Kurt Georg Kiesinger sowie einen Polizisten bei einer Demonstration. Mithilfe dieser Inszenierung konnten die Fernsehjournalisten einerseits eine deutsch-deutsche Perspektive betonen, andererseits durch den Verweis auf Rudi Dutschke und den Polizisten mit Megafon an Erinnerungsbilder des Protests anknüpfen. Dass „1968“ nicht alle jungen Menschen demonstrierend durch die Straßen liefen, sondern gleichzeitig auch noch Tanzkurse zum Alltag vieler Jugendlicher gehörten, darauf machten die Fernsehjournalisten ebenfalls aufmerksam. Die späten 1960er Jahre lassen sich somit als eine Zeit des Neben- und des Übereinanders geschichtlicher Prozesse charakterisieren. Die einzelnen Monitore repräsentieren diese Pluralität. Besonders in der Alltagswelt der Menschen lässt sich eine Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen beobachten. In der Radio-Bremen-NDR-Dokumentation berichten daher Zeitzeuginnen und Zeitzeugen aus unterschiedlichen Regionen und mit ganz unterschiedlichen Biografien von ihrem Jahr 1968. In der Programm-Ankündigung hieß es hierzu: „Jeder hat seine ganz eigene Perspektive auf dieses Jahr und seinen Mythos. Entweder sie haben als Student protestiert, als Polizist Demonstrationen aufgelöst, waren politisch engagierter Azubi im Stahlwerk, haben provokante Mode entworfen, in der DDR gegen das Regime protestiert oder als Kinderstar

.....
¹⁹ Vgl. Edgar Wolfrum: Das westdeutsche „Geschichtsbild“ entsteht. Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und neues bundesrepublikanisches Staatsbewusstsein. In: Matthias Frese, Julia Paulus und Karl Teppe (Hrsg.): Demokratisierung und gesellschaftlicher Aufbruch. Die sechziger Jahre als Wendezeit der Bundesrepublik. Paderborn 2003, S. 227-246, hier S. 236-237.

²⁰ Martin Sabrow: „1968“ – Zur Deutung einer Protestkultur. In: Ders. (Hrsg.): Mythos „1968“? Leipzig 2009, S. 9-20, hier S. 10.

die Herzen des ganzen Landes erobert. Aus der Summe ihrer Erlebnisse und Ansichten zeigt sich, wie das Leben in Deutschland 1968 war: (K)ein Jahr wie jedes andere!²¹

Die Dokumentation aus der Reihe „Geschichte im Ersten“ nimmt das Leben sowohl in der Bundesrepublik als auch in der DDR in den Blick – in der Großstadt und auf dem Land. Bemerkenswert ist der Personenkreis, anhand dem die Fernsehjournalisten über „1968“ berichten. Frauen oder Männer aus der ersten Reihe der Protestbewegung sucht man vergeblich. Bei der Personalauswahl versuchte man, einen möglichst breites Spektrum von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen zu gewinnen. Darüber hinaus kommt mit Peter Wietzke beispielsweise jemand zu Wort, der zwar viele Demonstrationen und Straßenschlachten in West-Berlin erlebt hat, jedoch auf der anderen Seite der Absperrungen. In den späten 1960er Jahren war er ein junger Polizist. In der Vergangenheit hatten Polizisten nur sehr vereinzelt die Gelegenheit bekommen, von ihren Erfahrungen zu berichten. Während ehemalige Protestakteure zahlreich zu Wort kamen und dem Protest ein Gesicht gaben, erschienen die staatlichen Akteure auf der anderen Seite der Absperrungen als verschwommene Gestalten ohne Antlitz. Die Polizisten traten in den meisten Dokumentarfilmen über die Protestgeschichte ab den späten 1970er Jahren nicht als Einzelpersonen in Erscheinung, sondern wurden als eine Einheit behandelt und entsprechend dargestellt.²² Wietzke berichtet in seinen Wortbeiträgen von seinen Gewalterfahrungen während der Protestjahre, von seinen mehrtägigen Einsätzen sowie den Ängsten seiner Ehefrau während der sogenannten Osterunruhen im April 1968. Dem Fernsehpublikum bot der pensionierte Polizist somit Identifikationspotenziale und die Möglichkeit zur emotionalen Beteiligung. Er gab dieser bisher kaum erzählten Geschichte sein Gesicht.

Bei bisherigen Fernseh-Jubiläen war das Thema „1968“ in der DDR ebenfalls stark unterbelichtet. Selbst als der ehemalige Kommunist Fritz Teufel in den 1990er Jahren durch die zusammenwachsende Hauptstadt radelte, bildete das westdeutsche „1968“ den Erzählinhalt der Fernsehbeiträge. Zwar berichteten 2008 zwei Dokumentarfilme über „1968 – Ost-Berlin“ und „1968 – West-Berlin“, allerdings erzählten die Filme eine geteilte Geschichte.²³ Nun, zehn Jahre später, versuchen Pellmann und Kereszti diese Teilung zu überwinden und Eindrücke von beiden Seiten der Mauer zu vermitteln. Hierzu besuchen sie einen Ort, der bisher nicht mit der Protestgeschichte verknüpft war: das sächsische Schirgiswalde mit seinen knapp 3.000 Einwohnern. Der Beitrag berichtet unter anderem von vier Freunden in der sächsischen Provinz, die um 1968 die Rolling Stones hörten und mit ihrer Kleidung ein Anderssein demonstrierten. Im Rückblick erzählen die vier Schirgiswalder von der Anziehungskraft der westlichen Jugendkultur, ihren Hoffnungen auf Freiheit und ihrem Protest gegen die Sprengung der Universitätskirche in Leipzig. Ihre gemalten Plakate konnten die Sprengung im Mai 1968 nicht verhindern, jedoch wurden zwei der vier Freunde im Anschluss von der Schule verwiesen. Was dies für den Lebensweg der beiden bedeutete, darauf geht der Fernsehbeitrag leider nicht ein. Allerdings führte er dem Fernsehpublikum die Macht des DDR-Staatsapparats und die individuellen Folgen des Protests vor Augen. Ohne es zu thematisieren, zeigt sich hier ein zentraler Unterschied zwischen den Protesten in der DDR und

.....
21 Deutschland '68. (K)ein Jahr wie jedes andere!, <https://programm.ard.de/TV/Programm/Sender/?sendung=28721591658307> (zuletzt abgerufen am 28. Juli 2018).

22 Stallmann 2017, S. 270.

23 Ebd., S. 360.

der Bundesrepublik. In Westdeutschland konnten die Protestierenden größtenteils ohne Probleme von den Straßen in die Hörsäle oder auf die Schulbänke zurückkehren, um Studium, Schul- oder Berufsausbildung fortzusetzen. Diese Sicherheit gab es in Ostdeutschland nicht. Betrachtet man die Erzählweise des Fernsehbeitrages, so zeigt sich, dass er im Grunde verschiedene Parallelgeschichten in den Blick nimmt. Vierdienstvoll ist, dass die verantwortlichen Fernsehjournalisten somit die Widersprüchlichkeiten und die Vielschichtigkeit betonen. Die „FAZ“ kritisierte in einer Online-Besprechung jedoch, dass die „auf ganz verschiedenen Ebenen liegenden Meinungen und Anekdoten“ sich nicht zu einem Gesamtbild zusammengefügt hätten.²⁴ Zu fragen ist in diesem Zusammenhang, ob es nicht genau die unterschiedlichen Ebenen und Perspektiven sind, die „1968“ ausmachen, so dass es ein einheitliches Bild im Grunde nicht geben kann. Der Beitrag verdeutlicht, dass es auch nach 50 Jahren noch Neues zu entdecken gibt. Während diese Sendung Deutschland um 1968 thematisierte, betrachtete eine Arte-Dokumentation die Globalität der Revolte.

„1968 – Die globale Revolte“

Zwar ist eine transnationale Perspektive im Fernsehen nicht neu²⁵, dennoch zeigte die zweiteilige Dokumentation „1968 – Die globale Revolte“ Filmaufnahmen, die bisher noch in den internationalen Archiven schlummerten. Deutlich wird dabei, dass die Protestgeschichte sich nicht nur auf die USA und Europa beschränken lässt. Selten gesehen hat man beispielsweise Aufnahmen von den Studentenprotesten in Japan. In dieser Hinsicht sprengte die Dokumentation, wie auch der „Der Tagesspiegel“ treffend anmerkte, den „kanonisierten Bilderfundus“ der 1968er Jahre.²⁶ Der erste Teil mit dem Titel „Die Welle“ nimmt die Jahre 1965 bis 1969 in den Blick. Eingangs heißt es aus dem Off: „Im Mai 1968 wird die Welt von einer Flutwelle überrollt. Gebildet hatte sich diese Welle 1965, ein Jahrzehnt später wird sie sich brechen. Rund um den Globus rebelliert die Jugend gegen den Lebensentwurf der Elterngeneration. Gesellschaft, Politik, Kultur: Die Verweigerung ist total. Die Welt, wie sie aus den Trümmern des Zweiten Weltkriegs wiederaufgebaut wurde, dreht sich zu langsam. [...] Fest steht, das Phänomen war global: Paris, Berlin, London, Sao Paulo, Tokyo.“²⁷

Auf der Bildebene wird diese Botschaft unterstrichen von jungen Menschen in Bewegung – nicht nur in West-Berlin oder Paris. Gleichzeitig wird „1968“ auch als Teil einer Gewaltgeschichte markiert. Dies erfolgt einerseits durch Bilder von Straßenkämpfen, andererseits durch Archivaufnahmen von Bombardements in Vietnam. Der Vietnamkrieg ist auch die Klammer der Dokumentation, die mit dem zweiten Teil „Die Explosion“ im Jahr 1975 endet. Die lange Protestgeschichte von 1965 bis 1975 erscheint hierbei als ein „weltweite[s] Puzzle aus Euphorie und Gewalt“. Der britische Autor Don Kent, der die Proteste 1968 in Paris miterlebt hat, spricht somit das Janusgesicht der Protestbewegung an: Utopischer Überschwang, die Welt verändern zu können, sowie wachsende Bereitschaft, diese Veränderung mit Gewalt zu vollziehen. Die erzählte Zeit umspannt

24 Oliver Jungen: Nicht alle liebten Rockmusik. 26. März 2018, <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/medien/deutschland-68-nicht-alle-liebten-rockmusik-15512375.html> (zuletzt abgerufen am 28. Juli 2018).

25 Siehe zum Beispiel frühere Fernsehbeiträge wie: Es brennt! – in Berkeley und Berlin, in Paris und Prag, Aufbrüche 1968. 3sat vom 1. Mai 1993; Paris, 13. Mai 1968 – Jugendprotest und Gesellschaftsreform. 20 Tage im 20. Jahrhundert 12. ARD vom 7. Juli 1999; Prag 1968, August 1968, Phoenix vom 19. April 2001.

26 Manfred Riepe, Der Mai 1968 in aller Welt. Gibt es 50 Jahre nach 1968 eine neue Generation des Protests? in: tagesspiegel.de vom 22. Mai 2018, <https://www.tagesspiegel.de/medien/der-mai-1968-in-aller-welt-gibt-es-50-jahre-nach-1968-eine-neue-generation-des-protests/22586828.html> (zuletzt abgerufen am 28. Juli 2018).

27 Off-Kommentar in: 1968 – Die globale Revolte. Die Welle (1965–1969), Arte vom 22. Mai 2018.

mehr als ein Jahrzehnt. Ausführlich geht Kent auf die Vor- und die Nachgeschichte von „1968“ ein. Doch wann und wo beginnt diese Geschichte?

Vor zehn Jahren betitelte der Historiker Norbert Frei das erste Kapitel in „1968. Jugendkultur und globaler Protest“ mit: „Am Anfang war Amerika“.²⁸ Die Arte-Dokumentation wählt den gleichen geografischen Startpunkt für ihre Erzählung. Die Zuschauer finden sich im Mississippi-Delta Mitte der 1960er Jahre wieder. Der Ku-Klux-Klan hat drei Mitglieder der Bürgerrechtsbewegung umgebracht. Die dortige Bürgerrechtsbewegung und das entstehende Free-Speech-Movement im kalifornischen Berkeley präsentiert die Dokumentation als Archetypen des Protests. Im Folgenden weitet sich das Panorama: Brasilien und Vietnam, Südeuropa und Kuba, der Kongo und Italien. Die Dokumentation springt von einem zum nächsten Land, geht auf die jeweiligen Vorgeschichten und Besonderheiten vor Ort ein. Wie bei einem Puzzle fügt der Autor ein Teil nach dem anderen hinzu, um ein Gesamtbild entstehen zu lassen. In der 42. Minute erscheint das deutsche Puzzleteilchen. Der Schah-Besuch im Juni 1967 und der Tod Benno Ohnesorgs werden als Wendepunkt in der westdeutschen Protestgeschichte markiert. In Japan war es ebenso der Tod eines Studenten, der zum Auslöser jahrelanger Auseinandersetzungen wurde. Wie in Westdeutschland sind es für Don Kent die Massenmedien, insbesondere das Fernsehen, die zur Mobilisierung einer japanischen Protestbewegung in hohem Maße beitragen haben. Als verbindendes Element zwischen den verschiedenen Ländern dienen in der Erzählung des Dokumentarfilms insbesondere der Vietnamkrieg sowie die Proteste gegen den Krieg. Gleichzeitig wird auf der Bildebene und durch Zeitzeugenstatements die geteilte Erfahrung von Polizeigewalt und Straßenschlachten in den späten 1960er Jahren in die Gegenwart des Jahres 2018 transportiert. Die erzählte Gewaltgeschichte erfüllt für die zweiteilige Dokumentation zwei Aufgaben: Einerseits ermöglicht sie es, von einer internationalen Ereignissimultanität zu berichten, andererseits bilden die geteilten Gewalterfahrungen in London, Paris, Rom oder West-Berlin das Fundament einer transnationalen Generationengeschichte.

„Wer erzählt“, so der Germanist Albrecht Koschorke, „muss einen Anfang und ein Ende finden, in deren Mitte sich etwas Erzählenswertes ereignet.“²⁹ Das Ende des ersten Dokumentationsteils wird eingeleitet durch die Tode von Martin Luther King und Robert Kennedy, die laut Off-Kommentar „für viele das Ende eines Traums von einer neuen Welt, frei von Hass und den Ängsten der Vergangenheit“³⁰ bedeuteten. Den Schluss des äußerst sehenswerten ersten Teils von „1968 – Die globale Revolte“ bildet der Blick auf die Erde, wie sie die Astronauten von Apollo 8 im Dezember 1968 sahen, wobei der Eindruck einer im All friedlich kreisenden Welt laut Don Kent eine Illusion gewesen ist. Diese Illusion ist gleichzeitig die Überleitung zum zweiten Teil „Die Explosion“, der bei Arte direkt im Anschluss an den ersten Teil lief. Wie bereits in der Vergangenheit zahlreiche andere Fernsehbeiträge thematisiert die zweiteilige Dokumentation die Internationalität von „1968“ größtenteils anhand ihrer Gewaltgeschichte. Im Unterschied zu vielen anderen Dokumentationen zum Thema endet diese Geschichte jedoch nicht in den späten 1960er Jahren, sondern sie setzt sich in den 1970er Jahren fort. Das bundesdeutsche Geschichtsfernsehen fokussierte sich sehr häufig auf das „kurze 1968“, also auf die

.....
28 Norbert Frei: 1968. Jugendrevolte und globaler Protest. München 2008, S. 31.

29 Albrecht Koschorke: Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie. Frankfurt a. M. 2012, S. 61.

30 Off-Kommentar in: 1968 – Die globale Revolte, Die Welle (1965–1969), Arte vom 22. Mai 2018.

Jahre 1967 und 1968. Im Gegensatz hierzu betont der zweite Teil die Nachgeschichte jener Zeit. Wie bereits im ersten Teil begibt sich Don Kent auf eine Tour um den Globus – von Kalifornien nach Japan, von Algerien zurück in die USA und nach Vietnam, von Westdeutschland nach Italien und Brasilien. Mit den Bildern von Woodstock und dem Massaker von My Lai präsentiert er Signaturen jener Zeit. Während Woodstock die Suche nach neuen Lebensformen repräsentiert, steht das Massaker an über 500 vietnamesischen Zivilisten für die Schrecken des Krieges, der noch bis 1975 andauerte. Deutlich wird jedoch, dass der Titel „Explosion“ nicht nur die Gewalt in den 1970er Jahren symbolisiert, sondern auch das Streben, ein anderes, freieres Leben führen zu können. Die zweite Hälfte der 1960er Jahre markiert für Don Kent einen doppelten Ursprung: Einerseits begann hier auch der Weg in die terroristische Gewalt, andererseits lag hier die Geburtsstunde für die sozialen Bewegungen der 1970er und 1980er Jahre:

„Ende 1968 sterben viele der Träume, die in den Jahren davor geboren wurden, an Enttäuschung und Verbitterung. Einige der Träumer entscheiden sich für eine Flucht nach vorn – in die Gewalt. Andere wenden sich von der Gesellschaft ab – hin zu einem alternativen Leben. Wieder andere versuchen die Gesellschaft zu verändern: als Aktivisten für die Umwelt, die Befreiung der Frau oder die Gleichstellung der Homosexuellen.“³¹

Trotz so mancher Irrwege in den 1970er Jahren bleibt „1968“ in dieser Lesart Ausgangspunkt von vielfältigen Liberalisierungsprozessen. Letztendlich greift Kent mit seiner Deutung von „1968“ ein Narrativ auf, das sich in der Bundesrepublik bereits am Ende der 1970er Jahre etabliert hatte: Zwar sei die Protestbewegung politisch gescheitert, aber kulturell erfolgreich gewesen.³² Doch so ganz scheint Don Kent dieser Sinnzuschreibung nicht zu trauen. In seinen Abschlussworten heißt es: „1965 bis 1975: Zehn Jahre des Aufbegehrens und des Aufbruchs. [...] Ich erinnere mich, dass wir manchmal stolz waren und oft enttäuscht. Dass wir einige Illusionen aufgaben, um uns auf anderen Feldern zu engagieren. Ich erinnere mich, dass wir 20 Jahre jung waren und 1968 auf die Straße gingen, um die Welt zu verändern. Vielleicht lag es ja gar nicht an uns, aber die Welt hat sich verändert.“³³

Mit dem gemeinschaftlichen „wir“ spricht Kent zum Abschluss direkt seine Altersgenossen an. Was für ihn bleibt, ist das Gefühl des Aufbruchs und auch etwas Stolz auf das Erreichte. Was von der Dokumentation bleibt, ist die Erinnerung daran, dass „1968“ ein weltweites Phänomen war. Wobei es Kent gelingt, den studentischen Protest „in einer nie gesehenen lokalen Vielstimmigkeit“ (Manfred Riepe in „Der Tagespiegel“) erklingen zu lassen.³⁴

2018: Die Historisierung von „1968“ im Fernsehen

Betrachtet man die hier besprochenen Fernsehbeiträge, so wird deutlich, dass mittlerweile auch im Fernsehen ein Historisierungsprozess der Ereignisse um „1968“ eingesetzt hat. Die Protestgeschichte wird nicht mehr als unmittelbare Vorgeschichte der Gegenwart begriffen. Zwar wird weiterhin gefragt, was vom Protest in der Gegenwart geblieben sei, dennoch findet ein Vorgang der Distanzierung statt. Dies bedeutet, dass „1968“ aus dem heutigen Gegenwarts-kontext herausgelöst und vermehrt auf den histo-

.....
31 Off-Kommentar in: 1968 – Die globale Revolte, Die Explosion (1970–1975), Arte vom 22. Mai 2018.

32 Vgl. Stallmann 2017, S. 159.

33 Off-Kommentar in: 1968 – Die globale Revolte, Die Explosion (1970–1975), Arte vom 22. Mai 2018.

34 Riepe 2018.

rischen Entstehungskontext eingegangen wird.³⁵ Somit folgt das Geschichtsfernsehen einer Entwicklung, die in der Geschichtswissenschaft vor ungefähr 20 Jahren eingesetzt hat. Die historische Forschung hat „1968“ in die politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Umbrüche der Nachkriegszeit eingebettet. Ein Vorgehen, dass auch bei der diesjährigen Jubiläumsberichterstattung anzutreffen ist. Viel stärker als bei zurückliegenden Jubiläen wird die Protestgeschichte zudem als etwas Abgeschlossenes angesehen. Jenseits von Heldengesängen oder Schurkenliedern zeichnen die Fernsehbeiträge ein facettenreicheres Bild von der Protestgeschichte, als es so mancher Beitrag in der Vergangenheit vermocht hat. Dabei nehmen sie auch die Widersprüchlichkeiten und die Janusköfigkeit jener Zeit in den Blick.

Protestgeschichte im Fernsehen bedeutet immer auch Selbsthistorisierung – vor und hinter der Kamera. Die narrated community der „68er-Generation“ hatte im Fernsehen viele Jahre die Deutungshoheit über die Protestgeschichte inne. Ihre Erzählungen bestimmten das Geschichtsbild von „1968“ lange mit. Dabei schufen sie einen Ursprungsmythos, der die Geschichte der langen 1960er Jahre ausblendete und die eigenen Handlungen in den Protestjahren als Ausgangspunkt von tiefgehenden Veränderungen in der Bundesrepublik markierte. Mittlerweile herrscht auf journalistischer Seite ein neuer Blick auf jene Jahre vor, der sich nicht mehr aus eigenen Erinnerungen und Wahrnehmungen speist. Als Brücke zwischen Gegenwart und Vergangenheit dienen zwar weiterhin die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen. Doch deren Erfahrungen während der späten 1960er Jahre sind auch immer mehr Zuschauerinnen und Zuschauern – und auch den Fernsehjournalistinnen und -journalisten – fremd. Durch die zeitliche Distanz erkalten die einstmals heißen Ereignisse zusehends. Oder wie es Aleida Assmann formuliert hat: Es ist die „Zeit selbst, die den vitalen Bezug zur Vergangenheit abschneidet“.³⁶ Dies bedeutet jedoch nicht, dass die Geschichte von „1968“ obsolet wird, dass sie dem Vergessen anheimfällt. Vermutlich wird Hannah Arendt mit ihrer zeitgenössisch an Karl Jaspers gerichteten Prophezeiung recht behalten, dass die Kinder des 21. Jahrhunderts das Jahr 1968 einmal so lernen werden, wie Arendt selbst das Jahr 1848.³⁷ Als Chiffre wird „1968“ fortbestehen. Mit welchen Inhalten sie zukünftig verknüpft wird, werden wir spätestens 2033 beim 75. Jubiläum erfahren.

.....
35 Vgl. zum Historisierungsbegriff Moritz Baumstark und Robert Forkel: Was ist Historisierung? Einführende Überlegungen zum Begriff. In: Dies. (Hrsg.): Historisierung. Begriff – Geschichte – Praxisfelder. Stuttgart 2016, S. 1-16, hier S. 3.

36 Aleida Assmann: Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur: Eine Intervention. München 2013, S. 102.

37 Vgl. Albrecht von Lucke: 68 oder neues Biedermeier. Der Kampf um die Deutungsmacht. Berlin 2008, S. 7.

Richard Legay

RTL and Europe n°1 as central actors

The importance of mobility for Commercial Radio stations during the Parisian events of *Mai 68*.

Nicknamed ‚radio-barricades‘ by the Prime Minister of the French Republic Georges Pompidou¹, RTL and Europe n°1, two commercial radio stations broadcasting on French territory, played a crucial role during the Paris events of May 1968. They were essential sources for the diffusion of information and news, sometimes doing so live, throughout the riots, protests and occupations that affected France during the period known in French as *Mai 68*. This article aims to shed light on the key elements that can explain the importance^{2/3} of RTL and Europe n°1 during the period studied by deconstructing their place within a broader media landscape as well as their entanglements and relationships with other radio stations, especially in light of the strikes and censorship that affected the French public broadcasting agency at the time. As mentioned above, these commercial radio stations could also rely on live coverage and live listening to maintain the diffusion of information on radio waves, which was only possible through specific technologies used at the time by both listeners and radio broadcasters. Both are essential actors who need to be analysed to fully comprehend the circulation of information during *Mai 68*.

The role of both stations during the events of 1968 is well-known and often mentioned in the historiography of the period, but the attention given to is rarely more than a couple of lines. One of the aims of this work is to address this gap in historical research by putting what is marginalised back in the centre. Commercial radio stations such as RTL and Europe n°1 are understudied in media historiography in comparison to their public-service counterpart, the ORTF (Office de Radiodiffusion-Télévision Française). This marginalisation of RTL and Europe n°1 can also be found in the historiography of 1968, despite their importance in the events being often mentioned. A possible explanation for this difference in historical analysis can be found in the difficulty of accessing archives from commercial radio stations, compared to public ones.

The research behind this paper is based on two types of historical material. One part is focussed on audio documents from May 1968 that are still available. Some were published by the stations soon after the events, while some others are found in personal archives of fellow media historians. Oral interviews conducted with radio reporters working for RTL or Europe n°1 at the time of the events constitute the other half of the sources used for this research. Institutional archives, when available, are also used at times, but oral history and audio sources are truly at the heart of this work.

1. Radioscape before 1968

At the dawn of the events of May 1968, the audiovisual landscape in France can be described as an entangled one. Drawn from the work of Cronqvist & Hilgert, this con-

.....
1 J.-J. Cheval, ‚Mai 68, un entre-deux dans l’histoire des médias et de la radio en France‘, online at www.grer.fr (last accessed 30 Septembre 2018), 2009 (hereafter Cheval 2009).

2 J. Capdevielle & H. Rey, *Dictionnaire de Mai 68*, (Paris, 2008), p. 417.

3 H. Glévarec, ‚Mai 68 a-t-il inventé ‚l’effet de réel‘ en radio ?‘ (hereafter: Glévarec 2011), in C. Delporte, D. Maréchal, C. Moine & I. Veyrat-Masson (eds.), *Images et sons de Mai 68*, (Paris, 2011), pp. 35-54.

cept of 'entangled media histories'⁴ is ideal for understanding how intertwined the various audiovisual media in France are. The public service broadcasting agency ORTF, which was subordinated to the French government, which in turn held a monopoly on broadcasting throughout the French territory, exerted strong domination over this audiovisual landscape. The ORTF was home to the two television channels available in France at the time, as well as home to France Inter, the most listened-to radio station in 1968. It is interesting to note that in the 1960s, television was considered by the French government to be an extension of radio⁵, which demonstrates how close the two media were under the umbrella of the ORTF. The French government, through the Ministère de l'Information, maintained strict supervision of the media belonging to the public broadcasting agency⁶, especially when it came to news coverage⁷, which it could censor. This led, throughout the second-half of the decade, to tensions between the government and the ORTF staff, who wanted more liberty and freedom of speech.⁸

Despite the state monopoly over broadcasting, other radio stations could be heard by French audiences if their transmitters were located outside of France. These commercial radio stations, called radios périphériques in French, relied on advertising to finance themselves⁹ and targeted French listeners despite having to keep their transmitters outside the borders. A few of these stations (such as Radio Andorre for example) were also active in 1968, but only RTL and Europe n°1 will be examined in this paper, as their audience was far larger, just after those of France Inter. These two commercial radio stations shared a similar young target audience, put focus on popular radio formats as well as news. They developed a complex relationship with each other, based on competition for audiences and advertisers, but also on occasional cooperation to assure fair competition between the two stations,¹⁰ which reinforces the idea of RTL and Europe n°1 as mutually entangled. Moreover, they both shared the same complex transnational broadcasting situation with studios in Paris and transmitters in Germany or in Luxembourg. In an interview conducted in 2015 with Jean-Pierre Farkas, editor-in-chief at RTL during the late 1960s, it appears that commercial radio stations had to walk a fine line with the French authorities and those relationships with the French government can be described, at times, as tense, with the latter threatening to stop the communication between the studios and the transmitters.¹¹ Financially speaking commercial radio stations were private entities, but the French state, through its company called Sofirad, (Société financière de radiodiffusion), acted as a shareholder in these stations' organisation. In the case of Europe n°1, the Sofirad was involved up to forty-six percent.¹² This meant that, despite avoiding the State monopoly on broadcasting, commercial radio stations still had to consider it a crucial actor in their functioning.

.....

4 M. Cronqvist & C. Hilgert, 'Entangled Media Histories: The value of Transnational and Transmedial Approaches in Media Historiography', *Media History*, 23, 1 (2017), pp. 130-141.

5 J.-N. Jeanneney, *Une Histoire des médias. Des origines à nos jours*, (Paris, 2011), p. 295 (hereafter Jeanneney 2011).

6 Jeanneney 2011, p. 310.

7 J.-P. Filiu, *Mai 68 à l'ORTF. Une radio-télévision en résistance*, (Paris, 2008), p. 38 (hereafter Filiu 2008).

8 Filiu 2008, p. 40.

9 D. Maréchal, 'Entre monopole des radios publiques et postes périphériques', in H. Glévarec (ed.) *Histoire de la radio: ouvrez grand vos oreilles !*, (Paris, 2012), p. 51.

10 La coopération entre RTL et Europe n°1, 20.03.1969, RTL Group Luxembourg.

11 Interview between the author and Jean-Pierre Farkas, Paris, 17 February 2015.

12 D. Maréchal, *Radio-Luxembourg 1933-1993. Un média au coeur de l'Europe*, (Nancy, 1994), p. 299.

These entanglements between the various actors in the French audiovisual landscape before the events of *Mai 68* are essential to understand how the commercial radio stations became central within this landscape when the crisis started, especially with the strike that affected the staff of the ORTF in both radio and television. Another related aspect lies in the links that existed between radio reporters working out on the field, according to interviews conducted with people from both RTL and Europe n°1. It appears that reporters from these two stations knew each other well and did not hesitate to collaborate and support one another when there was a need.¹³ It is essential to note the variety of these entanglements: not only financial, political and human interactions were at stake, but also exchanges in terms of audience and programmes.

Another key aspect of the situation vital to our understanding lies in the implementation of radio in daily practices and their consumption by French listeners. Radio was indeed a highly popular medium in France in the late 1960s, as surveys from the time reveal. According to the numbers quoted by French media historian Aude Vassallo fifty-four percent of the French population listened to radio on a daily basis in 1967, and in 1968, ninety-one percent of people owned at least one radio set, sometimes more than one, which reveals how strongly implicated radio was in people's daily lives in France.

2. The omnipresence of commercial stations during the events

When the first student riots started in Paris at the beginning of May 1968 the censorship of the Ministère de l'Information over the news coverage of the ORTF led to an internal important strike movement of both radio and television staff. This movement led to what can be described as an audiovisual vacuum¹⁴. Over 12,000 staff members went on strike between 17 May and 23 June 1968 all over France. The roots of the conflict were older than 1968 - a first strike had occurred in 1966 - and demands for the improvement of quality in audiovisual programmes and less governmental control had been brewing ever since.¹⁵ The first riots of May 1968 and the censorship applied by the Ministre de l'Information can be interpreted as the push¹⁶ needed by unions to start the strike on 17 May. Only a bare minimum in terms of service was assured on public television and radio, which shook the traditional dynamics operating between the different actors of the audiovisual landscape, especially with regard to news coverage.

It was in this situation that commercial radio stations RTL and Europe n°1 became central actors, as they stood in to fill the void left by the almost complete silence of the public service broadcasters. As RTL's editor-in-chief mentioned at the time, reporters during the crisis silencing the ORTF felt that it was part of their duty, as journalists, to make sure the events were covered¹⁷. Throughout the month of May 1968 reporters from both radio stations were present in the streets of Paris during students' protests, in occupied universities and factories, and during violent clashes with police forces. Audio documents from 3 May 1968 reveal how various and different the news coverage of the events could be. Christian Brincourt, a reporter for RTL, was at the Sorbonne where he attended a meeting organised by student organisations. He later reported what had

.....
 13 One recurrent example in the interviews is the exchange of batteries for Nagra recorders.

14 R. Legay, article to be published in EUScreen any day now

15 J.-J. Cheval, *Les Radios en France. Histoire, état et enjeux*, (Rennes, 1997), p. 54.

16 J.-P. Filiu, *Mai 68 à l'ORTF: une radio-télévision en résistance*, (Paris, 2008), p. 19.

17 Interview between the author and Jean-Pierre Farkas, Paris, 17 February 2015.

happened on air by describing who was attending and what was said.¹⁸ Later that day, when clashes with police forces occurred in the streets of the nearby Quartier Latin, he covered the event live by describing what was currently happening around him.¹⁹ By taking this day as an example it is possible to give a brief overview of the various ways commercial radio stations narrated the events of *Mai 68*.

RTL and Europe n°1 were listened to by a great number of people during the events, and the transistor radio, the most favoured technology for listening to radio at the time, was even described in June 1968 as being the ,umbilical cord that connects France to its revolution'²⁰, which points to the central role played by the medium in informing the French population about the events happening around the country and mostly in Paris. In a media landscape where the public audiovisual broadcasting agency was muzzled by censorship while facing strike movements, commercial radio stations moved into a central position and widened their audience, especially because of how quickly they were able to cover events live. In this regard the press and what was left of the public service could not offer this sense of instantaneity when dealing with information and news, which partly explains why commercial radio stations were favoured.

The corpus of various audio documents of this period reveals the presence of radio reporters at most of the events shaping the traditional timeline of *Mai 68*, whether they were the first protests at the Sorbonne, the clashes with police forces in the Quartier Latin, factories being occupied by union workers or speeches by crucial political figures, whether among the protesters or from the government. It seems essential to notice that these key moments in the traditional historiography of *Mai 68* have this status partly because of radio coverage. There was an interdependency between the main events and presence of radio reporters because radio stations covering the event at the moment contributed to making the event important. One striking example is the conversation that occurred between Alain Geismar, the head of a teachers' union, and the vice-rector Chalin on the night of 10 May 1968. During this night the tension between protesters and police forces was thick and one of the leaders, Alain Geismar, was interviewed on the air by a reporter from Radio Luxembourg in one of the station's broadcasting cars. From the studios in Paris, Jean-Pierre Farkas, the editor-in-chief, connected him through the phone with the vice-rector and the two men had an exchange about the demands of the students. The vice-rector listened, explained that he could not make the decision himself as he did not have the authority and that he would call back after having a conversation with the Minister directly. When the vice-rector got back on the air, he explained it was not possible to accept all the conditions, which made Geismar end the negotiations and start giving instructions to the protesters he knew were listening in great numbers. He was quickly interrupted by Jean-Pierre Farkas who cut the connection. Farkas later explained in an interview²¹ that his action was motivated by the fact that RTL was not supposed to take sides and letting Geismar use the station as a way to communicate with his followers could have led to serious problems with the French government. This is one example of the fine line commercial radio stations had to walk.

.....

¹⁸ Extract from RTL, *Les Journées de Mai 68 par les journalistes de RTL*, Philips, 1968, documents presented by Jean-Pierre Farkas. (hereafter: Farkas 1968)

¹⁹ *Ib.*

²⁰ Cheval 2009

²¹ Interview between the author and Jean-Pierre Farkas, Paris, 17 February 2015.

It is not possible to mention every single occurrence of radio reporters covering the events of May 1968, but these few examples help to illustrate the variety of situations in which commercial radio stations were mobilized around Paris to be present and ensure the spread of information to their listeners. This form of omnipresence on the set of events can partly explain the crucial role played by RTL and Europe n°1, but it is also important to analyse the coverage itself in order to understand the impact of these radio stations.

3. The power of live coverage

RTL and Europe n°1 were listened to heavily during the events of May 1968 not only because of the vacuum created by the silence of the public service broadcaster and how they moved into their new place within the audiovisual landscape, but also because of the power of their news coverage, especially when it occurred live on the air. This aspect of liveness is essential to understand how powerful the radio coverage of an event could be. It becomes apparent when considering the broadcasts in terms of the ,effet de réel', or reality effect, a concept developed by French linguist and literary theorist Roland Barthes, but also by looking at the violence present in audio documents.

The concept of ,effet de réel' was introduced by Barthes in 1968²² as part of a theory of literary analysis that tried to make sense of apparently insignificant and trivial details in a literary text. These details do not add anything to the story told or to the aesthetics of the writing, but they contribute, according to Barthes, to making the story more realistic, specifically because they appear insignificant in terms of narrative purposes. All these details are then creating, for the reader, ,un effet de réel', an effect of reality, or sense of realism, that makes the story more believable. It was later used by French historian Hervé Glévaré, who applied it to the question of radio listening during the events of *Mai 68*.²³ In the various audio documents that survived many sound elements do not belong to the news coverage itself, such as background noises, like explosions and screams. In two documents from RTL, the narration is interrupted through external elements. In the first document²⁴ the reporter stops in the middle of a sentence to warn someone called François of an approaching cobblestone, while in the other example²⁵ the reporter is hit, probably by a cobblestone or another kind of projectile, while speaking. The thumping sound is clear and he vocally expresses his pain before resuming the narration of the events. Such interruptions did not sever the intimacy created with listeners through liveness²⁶ and might even have reinforced the link because of the danger faced by the reporter. These two examples are useful to understand how this ,effet de réel' could play a part in making the news coverage more realistic, which in turn might have reinforced its impact on the listeners at the time of the events.

The violence of the clashes between protesters and police forces is another key aspect of the way the events of *Mai 68* were narrated on the air by commercial radio stations in the surviving audio documents. The emotional impact of violence in the documents has to be analysed while remembering that they were live coverage of events, adding

.....
22 R. Barthes, ,L'effet de réel', *Communications*, 11 (1968), pp. 84-89.

23 Glévaré 2011.

24 Farkas 1968.

25 *Ib.*

26 H. Chignell, *Key Concepts in Radio Studies*, (Thousand Oaks, 2009), p. 89

to the potential impact upon listeners. One audio document²⁷ from Europe n°1 is highly fascinating despite its shortness²⁸. It is a piece of live coverage recorded on 6 May 1968 on Boulevard Saint-Germain where Europe n°1's reporter, Gilles Schneider, describes the clashes between police forces and protesters on the barricades built up in the heart of Paris. The reporter describes how the police had already tried, but failed, to take the barricades back three times before describing the new charge that is happening in front of him. He mentions, among other things, how tear gas canisters and rocks are thrown from each side, how an injured policeman is taken away, how protesters turn over a car and the document ends with a description of cars armed with water hoses being used to disperse protesters. One striking element in this document is the reporter's voice. Clearly emotional he seems to be out of breath and stutters on some words, sometimes hesitates and repeats himself. These emotional elements in the voice reflect the violence of the events described in the document and can also be found in the background noises. These noises are omnipresent throughout the document, and are violent ones, such as people shouting and screaming, rocks and cobblestones thumping, and even the explosion of teargas canisters. They give a powerful, though chaotic, impact to the document, and can be seen as audio proof of the violence described by the reporter, whose narration, though slightly hectic itself, helps make sense of the events. The violence in this audio document is present in the description made by the reporter, in the way it is described, and in the sounds heard behind the description, which all contribute to the emotional impact on the listener of such a document. These can explain how commercial radio stations played a central role during *Mai 68* through the numerous powerful live coverage of these violent events.

4. The crucial impact of technology

The fast, if not direct, diffusion of information through commercial radio stations during *Mai 68* was only possible thanks to new technologies developed and spread widely in the years before the events, which were used by both radio reporters and listeners all over France. For Christian Brincourt, a reporter at RTL in 1968, the transistor radio and the Nagra recorder were his two emblematic items of *Mai 68*²⁹. The telephone could, however, be added to form a technical trinity of information diffusion during the events.

a. The transistor set

The first transistor set appeared in 1956, and the device became increasingly popular in Western Europe over the next decade, to the point where it profoundly changed listening practices. This device was light and could run for a long time thanks to its batteries, which totally differed from previous listening devices³⁰. This highly mobile device was especially popular among young people and students.³¹ According to a survey conducted in 1964 slightly less than half of transistor set users were using it to listen to Europe n°1³², which supports the iconic links between the transistor set and

27 'Gilles Schneider (Europe n°1) in the middle of the barricades on Boulevard Saint-Germain', 06.05.1968, personal archives of Hervé Glévarec.

28 The extract that was accessed is only one minute and twenty-eight seconds long.

29 Interview between the author and Christian Brincourt, Paris, 10 March 2015.

30 E. Fresneau, 'Éléments pour une histoire du public du poste à transistors en France', *Le Temps des Médias*, 2, 3 (2004), pp. 118-125 (hereafter: Fresneau 2004).

31 Fresneau 2004, pp. 118-125.

32 E. Fresneau, *Le poste à transistors à la conquête de la France. La radio nomade (1954-1970)*, (Paris, 2011), p. 232 (hereafter Fresneau 2011).

the commercial radio stations. By Spring 1968 the transistor set was used by two thirds of French listeners,³³ making it the most common item used to listen to radio at the time. Sales of transistor sets grew vigorously during the months of May and June 1968, despite a rise in prices during the same period³⁴, which could be explained by its very common use during *Mai 68*. Numerous pictures and films made during May 1968 show protesters, including protest leaders such as Daniel Cohn-Bendit, with transistor sets in their hands, listening to news coverage.³⁵ This reveals how central the device was during the events, reinforcing the idea of information mobility.

b. The Nagra recorder

The second key item of the trinity mentioned earlier is the Nagra recorder, which is less present in traditional representations of *Mai 68*, though it was central to the work of radio reporters, who sometimes thought of it as a tool as essential to them as the trowel is to the mason.³⁶ Developed by Swiss engineer Stefan Kudelski the Nagra recorder was a mobile device, relying on batteries, that was popular among radio reporters for its lightness, ergonomic design and damage resistance. Many of these reporters, who were working for commercial radio stations, relied on the device to cover the conflict in Algeria³⁷ as it was a useful tool to have in difficult situations. During the events of *Mai 68* reporters from RTL and Europe n°1 once more relied on the Nagra recorder, which was very useful for capturing sonic images, specific sounds, comments and testimonies from various witnesses while allowing them to maintain the essential mobility required to follow the various aspects of *Mai 68*.

c. The telephone

The last item on the list, the telephone, is not usually associated directly with radio, but it played a key role during *Mai 68* for both reporters and listeners. It opened more possibilities for radio stations to communicate with people, such as when Europe n°1 received, on 18 May 1968, a phone call from a listener living in Belgium who wanted to ask a question on the air.³⁸ This phone call reveals that people in other countries were following what was happening in France, but also that radio stations could provide transnational exchange thanks to the telephone. It also allowed them to give a voice to people who would not be heard otherwise. Student leader Daniel Cohn-Bendit called RTL on 23 May 1968 from Frankfurt³⁹, where he was staying after being banned from entering France again. In this situation the telephone was a useful way to overcome geographical boundaries such as borders to maintain the flow of live information.

The telephone was also used to overcome other kinds of challenges during the events of May 1968, such as from 23 to 29 May 1968, when the French government forbade the use of certain wavelengths that were allocated to the stations' broadcasting cars and motorbikes. This did not stop the stations from maintaining the live coverage of

33 J.-F. Sirinelli & J.-P. Rioux, *La Culture de Masse, de la Belle Epoque à aujourd'hui*, (Paris, 2002), p. 127.

34 Fresneau 2011, p. 298.

35 E. Laurentin, „Le transistor: à l'écoute de la rue”, in P. Artières & M. Zancarini-Fournel (dirs.), *68, une histoire collective [1961-1982]*, (Paris, 2008), p. 289-295.

36 Interview between the author and Christian Brincourt, Paris, 10 March 2015.

37 R. Duval, „Europe n°1 et la guerre d'Algérie”, in M. De Bussières, C. Méadel & C. Ulmann-Mauriat (dirs.), *Radios et télévision au temps des „événements d'Algérie”*, (Paris, 2000), p. 87-94.

38 „Calls from listeners during a debate on Europe n°1”, 18.05.1968, personal archives of Hervé Glévarec.

39 Farkas 1968.

the events, however,⁴⁰ as reporters relied on techniques that can be best described as 'tinkering'. Christian Brincourt explained how he would ask residents of a street where a protest was bound to happen whether he could be invited inside their apartments. There he would take apart their phones and connect his Nagra recorder to the landline to get in touch with the studios. He would sometimes have to damage the walls to move the phone closer to a window or a balcony where he could see the protest in order to provide the station with more accurate details, something to which most people did not object, according to his own account.⁴¹ The restrictions imposed by the government modified the ways radio reporters covered the events of *Mai 68*, but they managed to adapt through tinkering with landlines, a process through which the flow of information lost some mobility but maintained its liveness.

The analysis of these three key devices used to maintain the flow of information by commercial radio stations is essential as communication technologies played a crucial role during the events of May 1968. The devices analysed allowed information to be produced, circulated and heard by all those concerned, while they allowed radio reporters to overcome various challenges of distance and restrictions on live broadcasting.

5. The mobility of the various actors

Numerous types of actors were involved in the process of diffusing information on radio waves during the events of *Mai 68*, whether they were producing it, receiving it or trying to control it. It seems crucial then to analyse them and to try to understand how they interacted with one another, and how their mobility have enabled this circulation. More precisely, radio reporters, listeners and police forces will be put under scrutiny here.

One picture, belonging to the Agence France Presse, illustrates this closeness of the various actors. Taken on 6 May 1968 the picture is centred around the figure of Daniel Cohn-Bendit, who was heading to a disciplinary meeting at the Sorbonne. Around him were many other people, mostly men, standing closely around the student leader. Some appear to be fellow students or protesters, and display their right fist up high, in a similar fashion to Cohn-Bendit. A group of policemen is clearly visible on the picture as they wear the typical black trench coats and steel helmets of police force. One can also see a photographer behind the student, as well as a hand on the left side of the picture holding a microphone, which indicates the importance of media coverage around the event. However, the man closest to Cohn-Bendit is Christian Brincourt, reporter for RTL, clearly identifiable thanks to his journalist armband, the strap of a Nagra recorder on his left shoulder and a microphone in his right hand. He later confirmed that he was the person on this picture.⁴² The photo is useful to capture how close the various actors could be to one another and how close radio reporters, especially from RTL and Europe n°1, were to the events that they were covering.

The mobility of radio reporters from commercial radio stations was possible thanks to many aspects detailed in this paper, but the role of one key actor has not been explained yet. An editor-in-chief, like Jean-Pierre Farkas for RTL, played a crucial role for the commercial radio stations. Back in the offices and studios of the station he was helping the coordination of reporters by being in touch with them throughout the day, while he kept

.....
40 Cheval 2009

41 Interview between the author and Christian Brincourt, Paris, 10 March 2015.

42 *Ib.*

an eye on a map of Paris.⁴³ This situation allowed him to think about the big picture while reporters could focus on covering the events. He was also responsible for what went on the air, which meant deciding whether or not to interrupt someone like Alain Geismar who wanted to give instructions to protesters while discussing with the vice-rector Chalin on 10 May 1968, a decision that carried many repercussions for the station.

The radio reporters working out in the field were quite mobile when covering the events, thanks to the evolution of technology mentioned above. Part of this mobility also relied on the vehicles used by commercial radio stations, which had cars and motorbikes to transport reporters who were not driving themselves and to send some of their audio documents back to the studios. These vehicles were especially useful for covering the events happening in Paris as barricades could be built in one street, while a clash started somewhere else. A vehicle would allow them to change location swiftly, to cover another event or to escape a situation that was getting dangerous. Christian Brincourt shared a few anecdotes about the strong bond he had with the driver of one of RTL's motorbikes, François Guézille, whom he considered as much a protector as a driver, who got him out of dangerous situations on multiple occasions⁴⁴. The role of these vehicles was strongly reduced at the end of May 1968, however, when the French government made their use for communication illegal.

The ability of radio reporters to cover the various events of May 1968 could be partially explained by their previous experience in covering conflicts. At least two of RTL's reporters, Jacques Danois and Christian Brincourt, had also covered the wars in Vietnam and Algeria,⁴⁵ while Julien Besançon from Europe n°1 also mentioned his time as a radio reporter in Algeria as a crucial experience for him when *Mai 68* happened.⁴⁶ This previous experience of covering wars and conflicts was likely useful to the radio reporters in facing the violence of events that was mentioned previously.

Radio reporters, with their gear and armbands, were easily identified by everyone at the time, and a few of them explained that they had a good relationship with their listeners. Christian Brincourt detailed a few examples of this good relationship by explaining that he met various people who offered him food, drinks, housing and medicine to help when he was exposed to teargas.⁴⁷ The fact that Parisians allowed reporters to enter their apartments and take apart their phones and wiring could also be seen as evidence that people working for commercial radio stations at the time had a good reputation with their listeners. Such a relationship acted as a facilitator for reporters who found support and helped maintain the coverage of the events all over France and its capital. On the other hand the relationship with police forces was a complex one. Christian Fouchet, Minister for the Interior⁴⁸, asked Jean-Pierre Farkas via his staff in 1968 to stop ,guiding protesters'⁴⁹, which echoes the quote by Georges Pompidou who saw RTL and Europe n°1 as ,radio-barricades' and clearly shows the radio stations as a nuisance for the State. Maurice Grimaud, Prefect of Police for Paris during *Mai 68*, explained in a

.....
43 Interview between the author and Jean-Pierre Farkas, Paris, 17 February 2015.

44 Interview between the author and Christian Brincourt, Paris, 10 March 2015.

45 Cheval 2009

46 Interview between the author and Julien Besançon, Honfleur, 14 March 2015.

47 Interview between the author and Christian Brincourt, Paris, 10 March 2015.

48 Also known in France as ,the first cop of France', according to a nickname created by Georges Clémenceau.

49 J.-P. Defrain & J. Boutelet, RTL: 40 ans ensemble, (Paris, 2006), p. 79.

book in 1977 that his collaborators were closely listening to RTL and Europe n°1 during the events as it was the best way to know what was happening in the French capital.⁵⁰ These various comments on the role played by the commercial radio stations are fascinating as they reveal a complex relationship with the established power, which seemed to need the flow of information provided by the stations. Despite threatening them at times, they never actually stopped them from broadcasting.

The flow of information during *Mai 68* has to be understood in relation to the actors revolving around it. Their analysis reveals the importance of their mobility in order to maintain this live flow, and how all the actors involved were closely connected to each other. Even the French government, which seemed to have tried to stop the actions of commercial radio stations, actually had an interest in maintaining this flow of information to support its police forces.

6. Conclusion

RTL and Europe n°1 did play a crucial role during the events of May 1968 in France through their work in informing a wide range of listeners about what was happening during this period of crisis. Maintaining the flow of information was a key concern for commercial radio stations, which had to fill in a new role when the usual entangled media landscape was deeply modified by the strike affecting the ORTF. The analysis of news coverage, especially live coverage by RTL and Europe n°1, revealed the importance of live broadcast and of the emotional impact of some documents as well as the ability of reporters to adapt their narration to the various events. Radio staff played a crucial role, as maintaining the flow of information relied on them to a large extent, but they were, in this regard, supported by technology that allowed them great mobility. Part of this power of adaptation can be further explained by their experience of covering wars and conflicts in Algeria and Vietnam.

This question of experience raises another: the place of commercial radio stations in a wider media history in France. *Mai 68* can be considered, for media history, as an anomaly⁵¹, as Europe n°1 and RTL went back to being second and third to France Inter in terms of audience, and nothing in the current media historiography points to *Mai 68* as having had any strong lasting impact on the commercial radio stations. It could be argued, however, that they acted as media of crisis during the events of May 1968 and further research into their roles in other periods of crisis, such as the wars in Vietnam and in Algeria, could help further our understanding of their role in 1968.

One of the most important limits to the study and analysis of commercial radio stations is the scarcity of available sources, which limits this work as only a few documents could be accessed. It is also crucial to note that these documents were accessible because they were 'exceptional', and therefore limit the analysis to certain key moments of *Mai 68*. Having access to more audio documents from RTL and Europe n°1 of the period, including less 'exceptional' ones, would be a fascinating way to enrich the research of this topic. Media historiography often neglects commercial radio stations, and this work has tried to further the understanding of their role during a time of crisis by analysing various characteristics which contribute to the making of radio stations: their listeners, their staff, their technology and their programmes.

⁵⁰ M. Grimaud, *En mai, fais ce qu'il te plaît*, (Paris, 1977), p. 57.

⁵¹ Cheval 2009

„Wer die Welt so beschreibt, wie sie ist, auch der verändert sie.“

Rundfunkhistorisches Gespräch mit Klaus Bresser (Auszüge)

Klaus Bresser, geb. 22. Juli 1936 in Berlin, war bereits während seiner Schulzeit journalistisch tätig (u.a. freier Mitarbeiter der „Aachener Volkszeitung“ und der „Aachener Nachrichten“). Von 1956 bis 1961 studierte er in Köln Germanistik, Theaterwissenschaften und Soziologie, volontierte gleichzeitig ab 1958 beim „Kölner Stadt-Anzeiger“ und schrieb für mehrere andere Zeitungen und Zeitschriften. Ab 1961 arbeitete er als Redakteur beim „Kölner Stadt-Anzeiger“.

1965 wechselte Bresser das Medium und ging als Redakteur mit besonderen Aufgaben zum Westdeutschen Rundfunk (WDR). Nach einem kurzen Intermezzo bei der Männerzeitschrift „M“ kehrte er zum WDR zurück, um dort zahlreiche verantwortliche Funktionen (v.a. Redaktionsleiter von „Monitor“) zu übernehmen.

Ende 1977 wechselte Klaus Bresser zum ZDF, wo er sich zunächst um den Aufbau des „heute-journals“ kümmerte und die Redaktion später leitete. Ab 1983 war er Chef der Hauptredaktion Innenpolitik des Senders, 1988 übernahm er die ZDF-Chefredaktion. Seit 2000 befindet sich Bresser im Ruhestand.

Am 20.3.2018 führte Margarete Keilacker in Berlin ein Gespräch über seine Erinnerungen.

Wenn man Ihre Biografie liest, meint man sofort, Sie seien ein Vollblutjournalist. Sie haben schon als Zwölfjähriger eine Zeitung gemacht. Sie haben als Schüler und während des Studiums bei mehreren Zeitungen mitgearbeitet – freiberuflich – und geschrieben, Regionales und Feuilleton und sowas. Wie kommt das, dass Sie so zeitig so intensiv angefangen haben?

Schon als Volksschüler hat sich das bei mir festgesetzt: Journalist ist der schönste Beruf der Welt. Vielen anderen Neuigkeiten mitzuteilen, ist eine faszinierende Aufgabe. Ich habe nie etwas anderes als Journalist werden wollen. Mein Vater, Ingenieur von Beruf, war nach dem Krieg ganz anderer Meinung. Der Junge sollte etwas...

...Vernünftiges werden...

... etwas Seriöses, etwas Handfestes lernen – ein Handwerk. Ich setzte mich, unterstützt von meiner Mutter, gegen ihn durch und ging in Aachen auf das Gymnasium, in Köln dann zum Studium der Germanistik und Soziologie. Sie sagten es schon, mit zwölf Jahren habe ich angefangen, eine Zeitung herauszugeben. Wenn man die drei bis vier handgeschriebenen DIN-A4-Seiten eine Zeitung nennen will. Für Verwandte und Bekannte meiner Eltern war sie gedacht mit Berichten über Ereignisse in der Familie und in der Stadt. „Der Kurier“ hieß das Blatt. Mit blauem Pauspapier stellte ich fünf Exemplare her. Meine Schwester verdoppelte die Auflage, indem sie alles noch mal abschrieb. Fast vier Jahre lang ist der „Kurier“, jede Woche einmal, erschienen. Er kostete eine Mark – jede Ausgabe. Missliebige Tanten schickten die manchmal zurück, die orthografischen Fehler angestrichen.

Mit 15 Jahren habe ich dann begonnen, für richtige Zeitungen zu schreiben. Erst für die „Aachener Nachrichten“, später für die „Aachener Volkszeitung“, weil die fünf Pfennig

mehr Zeilenhonorar bezahlte. Nicht zehn, sondern 15 Pfennige. In Köln habe ich immer in den Semesterferien beim „Kölner Stadt-Anzeiger“ volontiert. Zugleich aber für andere Verlage geschrieben, so für „twen“, die wegen ihrer Grafik und ihrer Fotos viel gerühmte Zeitschrift. Ich war jahrelang einziger Twen bei „twen“.

Vor allem aber war ich für den „Kölner Stadt-Anzeiger“ unterwegs und wurde mit 26 Jahren Chefreporter, reiste mit italienischen Gastarbeitern zu Weihnachten nach Kalabrien, begleitete Kennedy, de Gaulle und Breschnew durch Europa.

Also Sie hatten da schon sehr große Erfahrungen in der Presse gesammelt, vor allem auch beim „Kölner Stadt-Anzeiger“. Sie haben dort auch Ihr Volontariat absolviert. Was hat Sie dann zum Rundfunk gezogen? Zumal Sie später mal geschrieben haben, dass die Presse eine präzisere Sprache hätte, als der Rundfunk sie möglich macht.

Ja, das ist wohl so, ich war einer, der ein fast erotisches Verhältnis zur Sprache hatte und fand, dass man sich differenzierter äußern kann im Geschriebenen als im Gesendeten. Aber ich mochte einfach dort sein, wo etwas ganz Neues entstand – wie beim WDR, wo ein zeitkritisches politisches Magazin geplant wurde. Das reizte mich. Ich nahm das Angebot von Intendant Klaus von Bismarck und Redaktionsleiter Claus Hinrich Casdorff an, Redakteur und Reporter bei „Monitor“ zu werden.

Kannten Sie die beiden?

Nein, die kannten mich aus dem Vielen, das ich geschrieben hatte.

Besonders in Erinnerung ist mir mein erster Fernsehbeitrag, weil der von „Monitor“ gar nicht gesendet wurde. Es ging um eine Propagandaaktion der Bundeswehr hinein in die DDR. Ich hatte recherchiert, dass ein Spezialtrupp Heißluftballons mit dem Westwind nach Osten schickte, beladen mit Aktfotos von Frauen und der Botschaft an die Grenzsoldaten der Volksarmee: „Kommt rüber, die Mädchen warten auf euch!“. Das Dumme an der ohnehin dümmlichen Aktion war nur: Einige der Ballons waren diesseits der Zonengrenze in den Bäumen hängen geblieben. Wir fanden die schlaffen Säcke. Zur Vorsicht fragte der WDR aber bei dem „Spiegel“-Anwalt Professor Hans Dahs nach, ob man das veröffentlichen könnte. Die Antwort war: „Geheimnisverrat, steht Gefängnis drauf“. Das wollte der WDR nun doch nicht riskieren. Der Bericht wurde später von „Panorama“ gesendet, ohne irgendwelche Folgen für den NDR.

Als im Frühjahr 1968 der Prager Frühling ausbrach, war ich in der Tschechoslowakei. Ich setzte ganz auf die Kraft der Bilder. Mein Kameramann filmte die Gesichter, die starren, teilnahmslosen der russischen Soldaten auf den Panzern; die der teils zornigen, teils ängstlichen Menschen am Straßenrand. Er filmte auch das Pappschild, das jemand an einen Baum genagelt hatte: „Proletarier aller Länder geht nach Hause“.

Sie haben mit „Monitor“ sehr viel Gutes versucht, ob gesendet oder nicht.

Ich muss ein bisschen ausholen. Der Überfall der Truppen des Warschauer Pakts auf die Tschechoslowakei, der Vietnamkrieg der Amerikaner, der Aufstand der Studenten in Berkeley, Paris und Berlin. Das alles bewegte mich sehr und politisierte mich. Zugleich flammte eine heftige Debatte über die deutsche Vergangenheit auf – über die Schuld der älteren Generation am Krieg, am Völkermord, am Holocaust. Das alles rief die eigene Kindheit wieder in Erinnerung – die Fliegerangriffe auf Berlin, die flackernden Phos-

phorbomben in unserem Haus, die Nächte im Luftschutzkeller, den plötzlichen Wohnortwechsel von Berlin nach Kalisz in Polen. Nach der deutschen Besetzung eine Stadt im sogenannten Warthegau. Mein Vater, der als Flugzeugingenieur davon verschont geblieben ist, Soldat zu werden, war dort in einem Rüstungsbetrieb tätig. Im Januar 1945 dann die Flucht nach Westen im offenen Güterzug, meist aber zu Fuß. Ich, acht Jahre alt, habe das zunächst als Abenteuer empfunden. Bald aber nach Tieffliegerangriffen auf den Flüchtlingstreck, den Anblick von Verwundeten und Toten war alles nur noch entsetzlich. Ich wurde krank und erlebte in Wachträumen das Grauen noch einmal.

Aber machen solche Erfahrungen einen später zum 68er? Nein, so sehr ich die Motive verstand. Ich wurde kein engagierter Kämpfer, kein Rebell oder gar Revolutionär. Einfach deshalb nicht, weil ich 1968 mit 32 Jahren zu alt war für einen Streetfighter. Überdies war ich längst zu sehr dem unabhängigen Journalismus verpflichtet. Ich war Beobachter, Zeitzeuge, Chronist. Ich wollte zeigen, was war, zeigen, was ist. Damals legte ich mir einen Satz über den Journalismus als Lebensmotto zurecht, der ziemlich pompös klang und auch als Ausrede verstanden werden kann. Er heißt: „Wer die Welt so beschreibt, wie sie ist, auch der verändert sie“.

Ich kümmerte mich als Filmemacher nicht so sehr um die Täter im deutschen Herbst, auch nicht um die direkten Opfer. Das taten andere. Ich konzentrierte mich bei der um sich greifenden Baader-Meinhof-Hysterie auf die indirekten Opfer, diejenigen Menschen, die staatlicher Verfolgung ausgesetzt waren, die vom Verfassungsschutz und der Polizei zu Sympathisanten, auch zu Anhängern der Terroristen gemacht wurden. Ich habe damals eine vielbeachtete Sendung über den Atomwissenschaftler Klaus Traube gemacht, der vom Bundesinnenministerium mit gezielten Informationen zum Terroristen gestempelt wurde. Er war aufgefallen, weil er sich vom Spitzenmanager der Atomindustrie zum erklärten Gegner der Kernkraft entwickelt hatte. Der Verfassungsschutz startete einen Lauschangriff. Ziel: Beweisen, dass Traube die Nähe von RAF-Terroristen gesucht habe. Eine Annahme, die sich als falsch erwies. Die Affäre weitete sich zu einer Regierungskrise aus, in deren Folge der verantwortliche Innenminister Werner Maihofer zurücktreten musste.

Wollen wir kurz nochmal bei den 1968ern bleiben?

Ja, 1975 geriet ich selbst in Verdacht. Ich will die Geschichte ausführlich erzählen. Sie ist mir sehr wichtig, und sie ist sehr lehrreich für unseren Beruf. In der Illustrierten „Quick“ erschien ein Artikel unter der Überschrift „33 Baader-Meinhof-Anhänger im WDR“. Der Bericht stützte sich auf ein Papier des Verfassungsschutzes. Hinter meinem Namen stand darin nur: „ein Bekannter von Irmtrud Finkelgruen“, sonst nichts. Kein Wort darüber, dass ich drei Jahre zuvor über die bis dahin mir nicht bekannte Kölner Jurastudentin einen Film gedreht hatte. Finkelgruen war FDP-Mitglied, ihr früherer Professor Ulrich Klug zu dieser Zeit FDP-Staatssekretär im Nordrhein-Westfälischen Justizministerium. Er hatte ihr ein Halbtagspraktikum im Kölner Gefängnis Klingelpütz vermittelt. Nach kaum drei Wochen wurde Finkelgruen entlassen. Der Vorwurf: Sie habe beim Nachtdienst durch die geschlossene Zellentür mit der wegen Mitgliedschaft in der Baader-Meinhof-Bande einsitzenden Astrid Proll gesprochen, habe wohlmöglich alle dort gefangenen Mitglieder der Gruppe befreien wollen. Dass Irmtrud Finkelgruen mit dem FDP-Politiker Klug bekannt war, wurde ihr zum Verhängnis. Zeitungen verbreiteten die CDU-Version der Affäre: „Klug habe die Studentin in den Klingelpütz eingeschleust,

um die Befreiung der Terroristen vorzubereiten“. Die CDU witterte eine Chance, den Staatssekretär zu stürzen. Die Landesregierung ließ die Behauptung prüfen. Schon nach wenigen Tagen stand fest: „Nichts dran, alles falscher Alarm“. Der Staatssekretär wurde in aller Form rehabilitiert. Ganz anders erging es der Studentin Finkelgruen. Ein Ermittlungsverfahren wegen des Verdachts der Gefangenenbefreiung wurde gegen sie eröffnet. Wann immer sie ihre Wohnung verließ, folgte ihr ein Wagen – nicht einmal besonders unauffällig –, so als hätten die Polizisten darin den Befehl, ihr nicht nur auf den Fersen zu bleiben, sondern auch auf die Nerven zu gehen. All das habe ich in der WDR-Sendung dokumentiert. Dass ich als Autor des Berichts drei Jahre später in den Verfassungsschutzpapieren als Baader-Meinhof-Anhänger geführt wurde, ist mit der aufgeheizten Atmosphäre jener Zeit zu erklären. Ich glaube, dass der Staat in solchen Situationen dazu neigt, von seinen Bürgern Schlimmes anzunehmen. Ich habe in einem Aufsatz später geschrieben: „Was auffällt an den Verdachtsfällen in der Geschichte der Bundesrepublik seit der ‚Spiegel‘-Affäre: Die Verdächtigungen kommen von oben – geradewegs aus Bundes- und Landesämtern, Bundes- und Landesregierungen“. Misstrauen wird von Amtswegen geweckt. Das Publikum soll einen gehörigen Schreck bekommen. Wer bekannt ist in der Öffentlichkeit, gar prominent, kann sich nicht nur juristisch, sondern auch publizistisch gegen Verdächtigungen erwehren. Aber was ist mit den anderen, den vielen, die zufällig oder irrtümlich verdächtigt werden. Das wurde mein Thema. Denn ich bin der Überzeugung – bis heute –, wenn der Verdacht von oben erhoben wird, haben die Medien die Pflicht, besonders wachsam und misstrauisch zu sein. Unter Umständen als Gegeninformant tätig zu werden. Der Staat muss gelegentlich auch vor sich selber geschützt werden.

Hatte die Veröffentlichung dieses Papiers Konsequenzen für Sie im WDR?

Nein. Der Leiter der Intendanz, Helmut Drück, der bei Ihnen schon gesprochen hat, das aber nicht erwähnte, war selbst unter den 30, die da verdächtigt wurden. Ich frage mich, weshalb eigentlich... Ah doch, er hatte eine Verwandte, der Gudrun Ensslin irgendwie bekannt war oder irgend sowas. Der Vorwurf war absurd, er hat sich von selbst erledigt.

Sie waren aber auch mal kurzzeitig bei einer Zeitschrift, die „m“ hieß und sind zurückgegangen, weil die Zeitschrift wieder eingestellt wurde.

Aus Neugier bin ich nach München gegangen. Ausgerechnet der Burda-Verlag wollte eine Zeitschrift mit Anspruch machen. Ich fand aber schon bald – lange bevor „m“ eingestellt wurde –, das ist doch nicht die richtige Aufgabe für mich und bin zurückgegangen zum WDR und habe für sein Drittes Programm „Tagesthema“ aus der Taufe gehoben. Eine 15 Minuten lange Ein-Thema-Sendung, gesendet an jedem Wochentag gleich nach der „Tageschau“. Eine herrliche Aufgabe. Die wichtigste Nachricht des Tages aufzugreifen und Zusammenhänge und Hintergründe zu liefern. Martin Schulze, Wibke Bruhns und Reinhard Münchenhagen halfen dabei. Heinrich Böll war häufiger Studiogast.

1977 sind Sie dann zum ZDF gegangen. Wie kamen Sie dahin und warum zum ZDF?

Nach der großen Freiheit bei „Tagesthema“ schien mir das, was die ARD unter dem Titel „Tagesthemen“ plante, nicht sehr reizvoll. Es gab eine Verwaltungsvereinbarung zur Erstellung der Sendung. Vorgesehen war darin, dass die ARD-Anstalten paritätisch

an den „Tagesthemen“ beteiligt werden müssen. Man gab sich Mühe, zum Beispiel die Zahl der Moderatoren auf fünf zu begrenzen. Ich fand das eine unmögliche Konstruktion. Journalistisch nicht zu bewältigen. Später wurde auch ganz anders verfahren. Aber weil das damals als so kompliziert erschien, nahm ich ein Angebot von ZDF-Chefredakteur Reinhard Appel an, lieber zum ZDF zu kommen, um mit Dieter Kronzucker und Gustav Trampe das „heute-journal“, das Konkurrenzprodukt zu den „Tagesthemen“, ins Programm zu bringen.

Also es war damals schon ein Konkurrenzprogramm?

Ja, die beiden Sendungen starteten zum gleichen Termin, Anfang Januar 1978. Das Personal für diese Aufgabe war allerdings auch beim ZDF kunstvoll ausgewogen. Kronzucker war als Chef CDU/CSU-nah, ich als sein Stellvertreter wurde bei der SPD verbucht, war aber kein Parteimitglied. Ich fühlte mich auch der SPD nicht verpflichtet, erwartete auch nichts von ihr, sie auch nichts von mir. Aber es war schwierig die neue Sendeform durchzusetzen. Bis dahin bestanden die Fernsehnachrichten meistens aus 18 verschiedenen Meldungen. Die Parteien achteten streng darauf, angemessen zur Geltung zu kommen. Da wurde mit der Stoppuhr abgemessen. Wenn sich die Parteien als zu kurz gekommen fühlten, riefen die Generalsekretäre in der Redaktion an. Wir waren, glaube ich, eine Zumutung für die etablierten Parteien. Da kamen doch ein Dutzend Redakteure und formten die Welt nach ihren Vorstellungen, wählten aus den besagten 18 Meldungen drei oder vier aus und erklärten dazu, was sie für richtig hielten – was Journalisten für richtig hielten. Es hat Monate gedauert, bis die Politik an diese souveränere Form des Journalismus gewöhnt war.

Mit viel Tatendrang, Fantasie und guter Laune machten wir uns an die Arbeit, Sendungen kamen auf den Schirm, die man sich im deutschen Fernsehen bis dahin nicht hat vorstellen können.

Können Sie das konkreter machen?

Wenn zum Beispiel die Wirkung einer Neutronenbombe zu veranschaulichen war – einer Waffe, die alles Materielle bestehen lässt, alles Organische vernichtet – haben wir mich als Moderator elektronisch zerfallen lassen. Gespenstisch standen die Kameras im menschenleeren Studio. „Panikmache“, schimpfte die CSU. Oder ein anderes Beispiel: Helmut Schmidt hatte in Bonn über Franz Josef Strauß gesagt: „Der CSU-Vorsitzende verhalte sich in der Mitbestimmungspolitik wie ein Bulle, der pisst“. Keiner in der Redaktion verstand den Vergleich. Also schickte ich einen Reporter los, fachlichen Rat einzuholen. In München bei einem Tierwissenschaftler, Professor Doktor Sambras hieß der auch noch, erhielt der Mitarbeiter die Expertise. Mit einem Zeigestock erläuterte der Professor am Modell eines Bullen: „Wenn der Bundeskanzler mit dem Vergleich gemeint haben sollte, dass sich der CSU-Vorsitzende in der Mitbestimmungsfrage schwankend verhält, so hat er ein durchaus treffendes Bild gewählt“.

Wie kam es dann zu „Was nun, ...?“? Wie sind Sie auf die Idee gekommen, eine solche Sendung zu machen und wer ist Ihnen da als Gesprächspartner besonders in Erinnerung?

„Was nun, ...?“ war von Anbeginn im Jahre 1985 ein großer Erfolg.

Wir hatten, Wolfgang Herles und ich, aus dem WDR das Prinzip vom „Kreuzfeuer“ übernommen. Zwei Journalisten fragen einen Politiker. Genau genommen hätten wir nur einen Journalisten für eine so wichtige Sendung gar nicht durchgesetzt.

Warum nicht?

Weil die jeweiligen Parteien gemeint hätten, dass dies zur Einseitigkeit führe. Ich habe die Sendung zuerst mit Herles, dann mit Klaus Peter Siegloch und schließlich mit Thomas Bellut gemacht. Deutsche Spitzenpolitiker der Reihe nach befragt nach ihren Absichten und Versäumnissen. Die Sendung wurde ein Klassiker unter den politischen Interviewsendungen. Es gibt sie heute noch.

Welche Personen sind Ihnen noch in besonderer Erinnerung? Also, an wen denken Sie besonders gerne zurück, oder wo worüber haben Sie sich besonders aufgeregt?

Unvergessen ist das letzte Gespräch in „Was nun, ...?“ mit Helmut Kohl.

Ah ja.

Zur Parteispendenaffäre. Der CDU-Vorsitzende gab auf das Befragen von Thomas Bellut und mir zu, über zwei Millionen Mark an der Parteikasse vorbeigeleitet zu haben. Das führte zum Rücktritt des Vorsitzenden Kohl und eröffnete Angela Merkel den Weg nach oben.

1988 wurden Sie Chefredakteur des ZDF. Blieben das bis 2000 – eine ganz schön lange Zeit. Es wird allgemein gesagt, dass es Ihnen vor allem darauf ankam, dem Sender mehr Informationsprofil zu geben.

Das ZDF ist bald nach seiner Gründung 1961 als Unterhaltungssender bekannt geworden. Mit der Einführung der privaten Konkurrenz hatte sich die Chance ergeben, schon um sich zu unterscheiden, das journalistische Profil der Öffentlich-Rechtlichen zu schärfen. Mein Ziel war die journalistische Unabhängigkeit gegenüber der Politik zu behaupten und zugleich mit Kompetenz und Souveränität das Öffentlich-Rechtliche zu stärken. Zu meiner Zeit als Chefredakteur wurden „ZDF spezial“, das „Morgenmagazin“ und von Anfang 1983 an „Frontal“ ins Programm genommen. Große Aufmerksamkeit bekamen auch viele Sendungen zur Deutschen Einheit – sowohl Dokumentationen als auch Diskussionen.

Das ZDF erwies sich auf der Höhe der Zeit. Berlin war schon vor dem Umzug des Parlaments der wichtigste Platz für den Sender. Von hier aus wurden Politisendungen wie „Berlin direkt“ ausgestrahlt und bald darauf die Talksendung „Berlin Mitte“ mit Maybrit Illner.

Sie hatten das schon angedeutet: Eine Ihrer ersten Aufgaben, die Sie bewältigen mussten, war der gesellschaftliche Umbruch in der DDR und dann auch in weiteren Ostländern. Wie sind Sie damit umgegangen? Wie haben Sie darauf reagiert? Denn später haben Sie auch mal eingeschätzt, dass es am Anfang doch ziemlich Schönfärberei war.

Habe ich das, ja?

Haben Sie irgendwo mal gesagt, ja.

Aber Schönfärberei? Es gibt keinen Zweifel, dass die Presse und elektronische Medien dazu neigten, im Zuge der Ostpolitik Chancen auch für eine Umwälzung in der DDR und in den anderen Ostblockländern zu erkennen. Je länger der Ostblock und eben auch die DDR existierten, umso deutlicher wurde, wie porös das System inzwischen war; dass das Ende des Kommunismus in Sicht kam.

Würden Sie sagen, das ZDF hat diesen Wandel und diese anschließende Wende befördert?

Ja, durch konsequente und glaubwürdige Berichterstattung aus der DDR. Vor allem in „Kennzeichen D“. Aber auch in vielen aktuellen Sendungen. Ich selbst bin häufig in der DDR gewesen und habe den Niedergang des Systems aus eigener Anschauung erkennen können und habe dann versucht, das in unseren (westlichen) Redaktionen zu vermitteln.

Kurz danach, fast gleichzeitig, kam die Golfkriegsberichterstattung 1990. Da haben Sie dann später mal davon gesprochen, dass Sie in den ersten Tagen Erfüllungsgehilfen des Militärs waren. Wie kam es dazu?

Wir sind, das heißt die gesamte Öffentlichkeit ist an der Nase herumgeführt worden. Es wurden Angriffe behauptet, die es gar nicht gegeben hat. Es wurden von Washington aus Lager von Massenvernichtungswaffen benannt, die es gar nicht gab.

Und da konnte kein Journalist dahinter gucken?

Es gab Produktionsstätten, die auch westliche Journalisten mindestens von außen gesehen haben. Aber dass darin die Produktion von Atomwaffen möglich wäre, versuchte nur das Weiße Haus uns weis zu machen.

Sie haben immer für die politische Unabhängigkeit des Rundfunks gestritten. Was wohl beim ZDF nicht immer ganz einfach war – schon aufgrund des Staatsvertrages. Das spielte in der Appel-Runde eine Rolle, als Appel als Moderator dann nicht mehr wirken konnte, und, als Sie schon im Ruhestand waren, bei der Nicht-Wiederwahl von Brender. Was hat Sie dazu bewogen?

Um mal grundsätzlich zu werden: Die Demokratie braucht verlässliche Informationen, unabhängige Sender. Ja-Sager haben im Journalismus den Beruf verfehlt. Das Fernsehen, habe ich häufiger gesagt, ist zum Teil kaputt gemacht worden, nicht nur von Politikern, sondern auch von willfährigen Journalisten. Die größte Gefahr für den politischen Journalismus ist die Komplizenschaft mit den Politikern. Je tiefer man sich bückt, desto besser kann man getreten werden. Ich habe in einer Zeitschrift direkt bestimmte CSU-nahe Journalisten aus Bayern angegriffen. Man brauchte denen gar nicht zuzuhören, wenn sie mit Strauß redeten. Da brauchte ich nur die Körperhaltung anzugucken.

Hat dieser Einsatz für die Unabhängigkeit etwas mit Ihrer politischen Orientierung grundlegend zu tun?

Nein, jede Partei, die sich demokratisch nennt, muss sich für die Freiheit der Presse und die Unabhängigkeit des Rundfunks einsetzen. Die meisten Politiker wissen inzwischen, dass direkte Konfrontation mit der Presse und dem Fernsehen beim Wahlvolk nichts bringt. Die Deutschen akzeptieren in ihrer Mehrheit die Rolle der Journalisten, Politikern auf den Zahn zu fühlen.

Wie würden Sie denn aber Ihre politische Orientierung beschreiben? Sie haben vorhin schon mal gesagt, Sie würden bei der SPD verrechnet, aber Sie sind kein SPD-Mitglied.

Ich bin parteiunabhängig, links mit starken liberalen Neigungen. Ich hoffe, ein souveräner Journalist.

Sie meinen also die Souveränität eines Journalisten hängt mit seiner Zugehörigkeit zu Parteien oder sowas zusammen?

Ich kann mir als Journalist die Mitgliedschaft in einer Partei schlecht vorstellen. Andere sehen das anders, aber ich würde mich gebunden und also beengt fühlen.

Aber Sie haben auch außerhalb Ihrer eigentlich journalistischen Arbeit sich stark für die Unabhängigkeit des Öffentlich-Rechtlichen gemacht, oder speziell des ZDF. Das ist noch eine andere Strecke. Wie gesagt, als Sie schon im Ruhestand waren, haben Sie sich dann dagegen gewandt, dass Brender nicht mehr wiedergewählt werden sollte, auf Betreiben der CDU.

Ja, die Parteivertreter im Verwaltungsrat des ZDF haben sich da viel herausgenommen und versucht auf die Personalpolitik des Senders direkt Einfluss zu nehmen. Ich habe es als Skandal empfunden, dass sie damit auch noch Erfolg hatten.

Sie haben unzählige Sendungen moderiert. In der Presse ist dazu zu lesen, sie wollten Chronist, Anwalt der Zuschauer und nicht Staatsanwalt sein, Lust auf Politik machen, Moderator und nicht Dompteur sein. Können Sie Ihr Moderationsprinzip ein bisschen beschreiben?

Journalismus ist eine Dienstleistung. Wir setzen den Zuschauer in die Lage, über Politisches Bescheid zu bekommen und mitreden zu können. Das ist nur möglich, wenn wir als Journalisten so redlich und so unabhängig, so engagiert und so mutig wie möglich arbeiten. Mich ärgert, dass das Fernsehen keinen der großen Skandale in der Bundesrepublik aufgedeckt hat. Sei es der Krach um den Gewerkschaftskonzern „Neue Heimat“, die Parteispendenaffäre oder den Barschel-Pfeiffer-Engholm-Konflikt. Stets hatten die Printmedien die Nase vorn.

Mein Prinzip auch bei Interviews lautete: „Verbindlich in der Form, aber hart in der Sache. Fair bleiben“. Ich bin kein Fallensteller, aber ich will auf klare, jedem verständliche Fragen ebenso eindeutige Antworten erhalten. Bleiben sie aus, frage ich mehrmals nach, auch wenn viele Zuschauer dann finden: „Begriff der Bresser denn nicht, dass der Stoiber nicht antworten will?“.

Nach Ihrem Abschied als ZDF-Chefredakteur haben Sie zunächst im Sender noch weiter „Was nun, ...?“ moderiert, sind dann aber sehr schnell zu n-tv, um Talk unter dem Titel „Talk in Berlin“ zu übernehmen? Was hat Sie denn zu den Privaten gezogen?

Erstmal habe ich keine prinzipiellen Vorbehalte gegenüber privaten Aktivitäten. Unsere Gesellschaft funktioniert weitgehend aus dem Engagement von Privaten. Nun kam n-tv und bot die Möglichkeit, von Berlin aus jeden Sonntag mit einer guten Redaktion eine politische Gesprächssendung zu leiten. Zur Klärung der amerikanischen Verfehlungen im Irakkrieg hat die Sendung viel beigetragen, dank Gästen wie Peter Scholl-Latour, Guido Westerwelle, Christian Wulff und vielen amerikanischen Botschaftern und Politikern.

Hat das auch damit etwas zu tun, daß Sie sich im Prinzip zur gleichen Zeit heftig gegen die Boulevardisierung der großen Sender gewandt haben und beispielsweise Kerner und Beckmann als Weichspüler bezeichneten?

Ich sage nicht, dass die beiden das heute noch sind, aber sie haben anfangs eine sehr sanfte Tour eingeschlagen, Andere haben im privaten Fernsehen Sendungen gemacht, die weniger harmlos waren.

Also dieser Einstieg bei n-tv war nicht so zu sehen, dass es jetzt ein Affront zum ZDF oder so war?

Nein.

Es wurde ja zum Teil so aufgefasst oder diskutiert.

Das weiß ich gar nicht. Aber wenn es so war, ist das nicht richtig.

Stimmt es eigentlich, dass Ihr Lieblingsvogel der Albatros ist und Ihre Lieblingsblume die Kornblume?

Es stimmt, mein Lieblingsvogel ist der Albatros. Er fliegt so elegant und landet so holprig, aber sehr lustig und am Ende sicher. Die Kornblume erinnert mich an jene gute alte Zeit, als die Felder vor allem im Osten Europas noch blau gesäumt waren.

Aber irgendwelche Übertragungen auf ihre journalistische Arbeit gibt es da nicht?

Beim Albatros schon. Elegant zu fliegen und turbulent, aber sicher zu landen – das wäre auch kein schlechtes berufliches Motto.

So, kommen wir zu den letzten beiden Fragen: Was war das Schönste in Ihrem langjährigen Berufsleben?

Die großangelegte ZDF-Sendung „Helft Russland!“ im Winter 1990. Gemeinsam mit dem „Stern“ hatten wir eine Hilfsaktion für das Land gestartet, das so viel für die Einheit Deutschlands getan hatte, dem es jetzt aber schlecht ging. Große Versorgungsschwierigkeiten führten sogar zu Hunger und Elend. Rolf Schmidt-Holtz, der Chefredakteur des „Stern“, und ich berichteten aus dem eiskalten Petersburg. Die Sendung hatte mit 26 Prozent Marktanteil große Resonanz und, was wichtiger war, auf den Spendenaufruf hin kamen 135 Millionen D-Mark zusammen. Geld, das nicht nur aus Hilfsbereitschaft, sondern auch aus Dankbarkeit für die russische Unterstützung beim Zustandekommen der Deutschen Einheit gegeben worden ist. Die Organisation „Care“ half beim Verteilen der Millionen, der Löwenanteil ging an Krebskliniken für Kinder.

Vielen Dank für das Gespräch!

*(Das ganze Gespräch finden sie demnächst unter: www.rundfunkundgeschichte.de)
(Die rundfunkhistorischen Gespräche werden freundlicherweise von den Landesmedienanstalten mabb und LfM finanziell unterstützt.)*

Studienkreis-Informationen

Materialitäten – An den Schnittstellen von Rundfunk- und Technikgeschichte

Jahrestagung des Studienkreises Rundfunk und Geschichte im TECHNOSEUM Mannheim

Materialitäten der Mediengeschichte standen im Fokus der diesjährigen Jahrestagung des Studienkreises Rundfunk und Geschichte, die am 28. und 29. Juni 2018 in Kooperation mit dem TECHNOSEUM Mannheim stattfand. Der Tagungsort war für dieses Vorhaben ein Glücksfall und wurde zugleich mit Bedacht gewählt, da das Museum am 28. Juni feierlich einen neuen Ausstellungsteil zur Mediengeschichte eröffnete. Abzutasten, welche Wege in der aktuellen und künftigen Rundfunkforschung zur Technikgeschichte führen und wie diese zum Verständnis der Mediengeschichte des 20. Jahrhunderts, aber auch der medialen Gegenwart im 21. Jahrhundert, nutzbar gemacht werden kann, war die Intention der Tagung. Wie gehen wir in neuen handwerklichen und künstlerischen Kontexten mit analogem Material und Gerät um? Welche Rolle spielen technische Umgebungen für die Mediengestaltung? Wie kann das technische und handwerkliche Wissen des Magnetbands und der Elektronenröhre zum medienhistorischen Verständnis des 20. Jahrhunderts aufbereitet werden? Braucht es, ähnlich zur Musikgeschichte, eine „historische Aufführungspraxis“ analoger Medien? Welche Berührungspunkte gibt es zwischen Archiv und Technikmuseum?

Die Tagungsteilnehmer wurden von Alexander Badenoch (Vorsitzender des Studienkreises) und Stefanie Roth begrüßt. Die Leiterin der Abteilung Öffentlichkeitsarbeit im TECHNOSEUM verwies auf die Philosophie des Hauses, sozialgeschichtliche Aspekte der Technikgeschichte zu fokussieren. Naturwissenschaftliche Kenntnisse sind dabei als Voraussetzung für die Technikentwicklung von höchstem Stellenwert. Die Leiterin des SWR-Studios Mannheim-Ludwigshafen, Dagmar Schmidt, überraschte mit einem Exemplar ihrer Magisterarbeit, die sie unter Betreuung der Studienkreis-Urgesteine Friedrich P. Kahlenberg und Wolfgang Hempel an der Mannheimer Universität verfasste. Sie betonte damit auch, dass wesentliche Wurzeln der deutschen Mediengeschichtsforschung in dieser „lebhaften Region“ Baden-Württembergs lie-

gen. Im Mittelpunkt ihrer Rede stand jedoch die Frage, wie die Regionalprogramme des Südwestfunks auf die technischen Herausforderungen der Gegenwart reagieren. Das sprachliche Bild vom „Reporter-Rucksack“, der den klassischen Ü-Wagen abzulösen beginnt, stand hier stellvertretend für Miniaturisierungs- und Digitalisierungstrends.

Jürgen Grimm von der Universität Wien setzte in seiner Keynote über Geschichtskommunikation ganz eigene Akzente zum Tagungsthema. Er stellte ein Forschungsdesign vor, bei dem die Wirkung sogenannter Geschichtskommunikate (Filme) länderübergreifend analysiert wurde. Mit teils recht überraschenden Ergebnissen. Er fragt, ob beispielsweise Holocaust-Filme bei der Humanitätsvermittlung (Aggressionskontrolle, Communitas-Fähigkeiten u.a.) funktionieren. So wurde Alain Renais Film „Nacht und Nebel“ (1956) Probanden in acht Ländern vorgespielt und danach Einstellungsänderungen registriert. Interessant war der Misanthropie-Effekt, der vor allem in Deutschland und Österreich festgestellt werden konnte. In der Diskussion wurde berechtigterweise kritisch nachgefragt, inwieweit diese Effekte nicht zu kurzfristig angelegt sind, da sich Einstellungsänderungen eher längerfristig vollziehen.

Im ersten Panel „Arbeitsumgebungen“ näherte sich Kiron Patka aus Tübingen in seinem „Werkstattbericht“ dem „Sehnsuchtsort Pult“, womit er auf geschlechtsspezifische Rollenmuster in technischen Berufen in der Radioproduktion nach 1945 aufmerksam machte. Es ist durchaus beklemmend zu registrieren, dass Frauen bis in die siebziger Jahre aus wichtigen Berufs- und Ausbildungsfeldern systematisch ausgegrenzt waren. Frauen und Männer arbeiteten als Tontechniker/innen; von Tätigkeiten technischer Kontrolle am Mischpult waren Frauen aber kategorisch ausgeschlossen. Frauen standen „am Band“. Der unbedarfte Schlager „Wir sind die Mädchen vom Band“ von Helmut Enz verlieh dieser Erkenntnis eine durchaus bizarre Note. Die anschließende rege Diskussion offenbarte die Notwendigkeit, Genderaspekte in der Technikbetrachtung stärker in den Blick zu nehmen und dabei vergleichend die Entwicklung in der DDR zu betrachten.

Im zweiten Panel ging es um Medienarchäologien. Archäologie ist die Wissenschaft von den sichtbaren Überresten alter Kulturen, von der schichtweisen Freilegung verdeckter Befunde. Einen experimentellen Zugang zur Medienarchäologie beschrieb Stefan Krebs aus Luxemburg am Beispiel der Geschichte der Kunstkopf-Stereophonie. Gemeinsam mit dem Bayerischen Rundfunk wurde 2016 ein Hörspiel mit historischer Kunstkopf-Technik umgesetzt, das gleichzeitig auch als künstlerische Performance daherkam. Sein Vortrag stellte diesen Ansatz einer experimentellen Medienarchäologie als heuristisches Mittel vor, das helfen kann, ein historisch-kritisches Verständnis für die sozio-technische Konstruktion von Medieninhalten und zugleich einen quellenkritischen Blick zu entwickeln, indem man die handwerklichen Abläufe praktisch nachvollzieht. Im zweiten Vortrag des Panels widmete sich Andre Dechert von der Uni Augsburg der Frage, wie der Programmaustausch hinsichtlich amerikanischer Serien bis in die sechziger Jahre organisiert war. Entsprechend der damaligen Bildstandards wurden 16mm-Kopien zu den Sendern transportiert, die diese nach Ausstrahlung weiter- oder zurückgeben mussten. Dieses an Material gebundene und damit aufwendige Distributionsverfahren und die darin involvierten Akteure waren in den ersten beiden Nachkriegsjahrzehnten Vorboten transnationaler Fernsehmärkte, die sich bis heute immer mehr verdichteten und ausdifferenzierten.

Der zweite Tagungstag begann mit den Arbeitstreffen der Fachgruppen des Studienkreises: Rezeptionsgeschichte, Radiofeature, Speicherkulturen und Rundfunkhistorische Gespräche. Zudem wurde eine neue Gruppe zur Technikgeschichte ins Leben gerufen, die thematisch eng mit der Speicherkulturen-Gruppe korrespondieren soll. Anke Keller, die Kuratorin der neuen Ausstellung „Mediengeschichte“ im TECHNOSEUM, führte im Anschluss die Tagungsteilnehmer durch die Ausstellung und konnte dabei nochmal exklusiv das museumsdidaktische Konzept erläutern.

Den Start ins finale Panel der Tagung übernahmen Britta Herrmann und Vera Mutherig aus Münster, die in ihrer Präsentation die Materialität und Ästhetik audiomedialer Texte am Beispiel einiger Hörspiele unter die Lupe nahmen. Aus einem eher literaturwissenschaftlichen Kontext heraus fragten sie nach der ästhetischen Funktion von Materialität im akustischen Erzählen. Hört man eine Materialität des Digitalen? Die „Hyperbrillanz des Di-

gitalen“ scheint Materialitäten zu verdecken, aber die Forscherinnen konnten zeigen, welche historisch neuen Spuren hörbar werden. Auch der oft beschriebene „Bruch mit dem Analogen“ sei so nicht klar zu konstatieren. Um „Verschaltungen“ ging es bei Christina Dörfling aus Berlin, die bereits eine Masterarbeit zur Geschichte des Schwingkreises verfasst hat und nun im Bereich Musikwissenschaft an der Berliner Universität der Künste (UdK) promoviert. Auf der Tagung stellte sie ihr Thema vor und referierte über das Eindringen des Rundfunks in die Ausbildung von Musikern, wie sie ab 1930 in der Berliner Rundfunkversuchsstelle institutionalisiert wurde. Am selben Ort befindet sich noch heute ein Tonstudio der UdK. Der Vortrag offenbarte die engen Abhängigkeiten, die zwischen Musikkultur und technischer Akustik seit dem Erscheinen des Rundfunks in der Übertragungs-, Aufzeichnungs- und Herstellungspraxis bestehen – auch in digitalen Zeiten.

Mit der einstigen gesellschaftlichen Funktion von Radio Free Europe beschäftigt sich Anna Grutza, die als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Bereich Germanistik/Medienwissenschaft der Europa-Universität Flensburg arbeitet. Neue Erkenntnisse zu diesem spannenden medienhistorischen Kapitel des Kalten Kriegs hat sie in ihrem Vortrag zur Macht der „unveränderlichen mobilen Elemente“ in Aussicht gestellt, die sie vor allem mit Hilfe der Akteur-Netzwerk-Theorie des französischen Soziologen und Philosophen Bruno Latour gewinnen will. Latour denkt sich soziale, technische und natürliche Objekte als gleichberechtigte Punkte in einer Netzwerkstruktur, in deren Betrachtung sich neue Zusammenhänge historischer Orte und Institutionen zeigen. Die Diskussion zeigte, dass ein vergleichender Blick auf andere, historisch besser erschlossene Felder der Rundfunkpropaganda auch für die Einordnung des Materials von Radio Free Europe nützlich sein kann.

Auch Digitalisierung funktioniert nicht ohne Materialitäten, wie Kai Knörr, stellv. Vorsitzender des Studienkreises, gleich zu Beginn der Tagung feststellte. Die Tagung hat dieser Erkenntnis einige Facetten hinzugefügt. Auch die frische Mediengeschichtsausstellung im TECHNOSEUM lieferte hierfür zahlreiche Belege. Festzuhalten bleibt, dass die Reihe der Jahrestagungen, vor allem mit denen in Wien (2015) und Potsdam (2016), eine beachtliche thematische Konsistenz aufweist.

Uwe Breitenborn

Mehr unter www.rundfunkundgeschichte.de

Forum

Erinnerung an Wilhelm Kaisen

Wer kennt eigentlich (noch) Wilhelm Kaisen als engagierten Rundfunkpolitiker? Kaisen (geb. 1887, gest. 1979) war von 1945 bis 1965 Bürgermeister der Hansestadt Bremen und setzte sich nicht nur stark für die staatliche Unabhängigkeit Bremens ein, sondern kämpfte in der Nachkriegszeit auch für den Erhalt eines eigenen Senders und ein staatsfernes Rundfunkmodell.

Der emeritierte Medienwissenschaftler Peter von Rügen stellte das diesbezügliche Wirken Wilhelm Kaisens in einem Vortrag bei der Wilhelm und Helene Kaisen-Stiftung am 22. Mai 2018 in Bremen vor.

Sein Ausgangspunkt: „Das Thema hat vielfältige Aspekte. Unsicher war nach dem Zweiten Weltkrieg nicht nur die staatliche Existenz Bremens als Bundesland, die Existenzberechtigung eines eigenen Rundfunksenders war höchst umstritten. Auch die Rundfunkkonzepte der westlichen Besatzungsmächte waren nicht deckungsgleich. Die neuen deutschen Instanzen, die Regierungen, Parlamente und Parteien im Bund und in den Ländern, beteiligten sich mit jeweils sehr eigenen Interessen an der Gestaltung des Nachkriegsrundfunks, selten mit dem Ziel, die von Briten und Amerikanern geschaffenen freiheitlichen und staatsfernen Regelungen zu erhalten. Bremen war ein zentraler Schauplatz dieser Auseinandersetzungen“. Er legte dazu umfangreiche detaillierte Rechercheergebnisse vor.

Von Rügen konstatiert dann unter anderem: „Schon das erste Radio-Bremen-Gesetz war ein gelungener Versuch, den Rundfunk vor direktem Einfluss von Regierung und Parteien zu schützen. Kaisen hatte mit seiner frühen Festlegung auf einen staatsfernen, unabhängigen Rundfunk die Richtung vorgegeben.“ Eine weitere Bewertung der Rundfunkpolitik von Wilhelm Kaisen: „Er hat großen Anteil daran, dass Radio Bremen die Existenzgefährdungen der frühen Nachkriegszeit überlebt hat.“

In seinen Schlussbemerkungen zitierte von Rügen Lucius D. Clay (1947 bis 1949 Militär-

gouverneur der amerikanischen Besatzungszone in Deutschland): „Die deutsche Unfähigkeit, demokratische Freiheit wirklich zu erfassen, hat sich wohl auf keinem anderen Gebiet, außer vielleicht in der Schulreform, so deutlich gezeigt. Nur in Bremen und Baden-Württemberg wurden Gesetze erlassen, die der Pressefreiheit, wie sie in Amerika verstanden wird, ungefähr nahekamen.“

Und fügte hinzu: „Meine Damen und Herren, was ich Ihnen an rundfunkpolitischen Grundfragen in der Aufbauphase der Demokratie nach dem Krieg geschildert habe, kommt Ihnen sicherlich aus der aktuellen Debatte über den ZDF-Staatsvertrag oder die Finanznöte von Radio Bremen bekannt vor. Auch der Blick nach Polen und Ungarn sollte unseren Blick dafür schärfen, dass unabhängige Medien, elektronisch oder gedruckt, immer den Herrschenden ein Ärgernis sind. Achten wir darauf, dass es so bleibt.“

Der Vortrag von Peter von Rügen wird demnächst von der Wilhelm und Helene Kaisen-Stiftung veröffentlicht.

mk

Dissertationsvorhaben

Stephan Summers

Musik – Programm – Politik: Die Musikprogramme der amerikanischen Besatzungssender zwischen 1945 und 1949

(Johannes Gutenberg-Universität Mainz)

In der Nachkriegszeit nach 1945 verdichteten sich verschiedene Interessen, die mit dem Phänomen ‚Musik im Radio‘ verknüpft sind. Einerseits wurde das Radio als Umerziehungsinstrument sowie als Propagandamedium der Alliierten genutzt. Andererseits entwickelte es sich im Hinblick auf den deutschen Kulturbetrieb zu einer Konstante, die in Zeiten der Krise Stabilität auch auf musikalischem Gebiet garantierte und im zerstörten Nachkriegsdeutschland ‚Normalität‘ schaffte: Die Sender wurden zu beliebten Arbeitgebern für viele Musiker/innen und schafften ein Umfeld, in dem auch unabhängig vom Publikumsgeschmack verschiedene Arten von Musik gefördert wurden. Vor diesem Hintergrund kam ihnen die Funktion zu, ein spezifisches Repertoire zu reproduzieren und zu festigen, das zwischen amerikanischen und deutschen Interessen zu verorten ist.

In diesem Dissertationsprojekt wird erstmalig das Repertoire der Musikprogramme der amerikanischen Besatzungssender 1945 bis 1949 aufgearbeitet und untersucht, welche Prozesse und Einflüsse die Programmgestaltung in der Nachkriegszeit geformt haben. Ziel der Arbeit ist es erstens, Komponisten-, Kompositions- und Gattungspräferenzen in Abhängigkeit von politischer Zensur und Einflussnahme sowie zeitgenössischen Vorstellungen von Musikästhetik, Werkbegriffen und damals geltenden Kanones darzustellen. Zweitens soll dies als Grundlage dafür dienen, Sendeprofile der amerikanischen Besatzungssender zu identifizieren.

In der Dissertation folgt die Darstellung der Musikprogramme und ihrer Entwicklung vier Schwerpunkten: 1) der Identifizierung von musikalischen Präferenzen und ihrer Positionierung im Sendeplan, womit nach ‚Räumen‘ und entsprechenden Musikfarben von Sen-

dungen gefragt wird, 2) den verschiedenen Formen von Zensur und Einflussnahme, die von den Besatzungsoffizieren ausgingen, 3) der zeitgenössischen Musikästhetik, deren Einfluss als konstituierendes Element der Musikprogramme und der sich vollziehenden Kanonbildung deutlich aus den überlieferten Quellen hervorgeht sowie 4) die Herausarbeitung von spezifischen Sendeprofilen an den Standorten der US-amerikanischen Alliierten Bremen, Frankfurt, Stuttgart und München. Insgesamt wird vor allem kritisch mit dem zeitgenössischen Gebrauch der Begriffe ‚E-Musik‘ und ‚U-Musik‘ umzugehen sein, da mit diesen gerade seit den 1900er Jahren eine Wertung und Qualitätszuschreibung verbunden war. Dies schlug sich in einer ungleichen Behandlung von Kompositionen und Musiker/innen beider Musikbereiche nieder, sodass sich vor allem auf personeller Ebene Kontinuitäten zum Musikbetrieb der NS-Zeit ziehen lassen.

Die Forschungsfragen des Dissertationsprojekts lauten: Welche politischen und musikästhetischen Vorstellungen prägten die Musikprogramme? Welche Komponist/innen- und Gattungspräferenzen sind für die Zeit 1945 bis 1949 für den Rundfunk der amerikanischen Besatzungszone erkennbar? Inwiefern schloss die Musik im Radio nach 1945 an ein während der NS-Zeit geprägtes Repertoire an und welche personellen Kontinuitäten sind zu erkennen? Wie unterschieden sich die Musikprogramme der amerikanischen Besatzungssender und inwiefern lässt sich trotz allem Pragmatismus im Sendebetrieb von individuellen Sendeprofilen sprechen?

Eine Untersuchung der Musikprogramme der amerikanischen Besatzungszone schließt gut an bereits existierende Forschung der Musik- und Medienwissenschaft an, so z.B. an die zahlreichen Institutionengeschichten, die sich überblicksartig oder mit Fokus auf einzelne Sender der Rundfunkgeschichte annehmen.

.....
1 Alexander Badenoch: *Voices in Ruins. West German Radio Across the 1945 Divide*. New York 2008, S. 7-10 (Badenoch 2008).

Beispielhaft sei hier Petra Galles² Arbeit erwähnt, die sich mit dem Programm des RIAS befasst, der für diese Untersuchung aber auf Grund der Sonderstellung Berlins nach 1945 bewusst ausgelassen wird. Weitere Anknüpfungspunkte finden sich außerdem in Arbeiten zur Informationskontrolle³, in Forschungen zur Remigration⁴ und in Untersuchungen zur Hörkultur und Musikgeschichte nach 1945⁵. Eine Untersuchung der musikprogrammatischen Arbeit in diesem Feld ist hingegen ein Desiderat geblieben. So wird die Dissertation durch die Beantwortung der genannten Forschungsfragen eine neue, differenzierte Beurteilung des Musikrepertoires ermöglichen, an dem sich der Wiederaufbau in West-Deutschland vollzog und Elemente von Kanonisierungsprozessen der Nachkriegszeit herausstellen.

Um politische und ästhetische Facetten und Hintergründe in der Musikprogrammgestaltung zu erforschen, stehen Quellen des Hessischen Rundfunks, des Südwestrundfunks, des Bayerischen Rundfunks und von Radio Bremen zur Verfügung. So liegen in Frankfurt die Programmwochenpläne vollständig vor, ergänzt von überlieferten Korrespondenzen zwischen der Intendanz, den Kontrolloffizieren und weiteren im Rundfunk Beschäftigten. Zusätzlich lassen sich über Finanzpläne die Entwicklungen einzelner Klangkörper und der Stellenwert bestimmter Musiker/innen nach-

.....

2 Vgl. Petra Galle: RIAS Berlin und Berliner Rundfunk 1945-1949. Die Entwicklung ihrer Profile in Programm, Personal und Organisation vor dem Hintergrund des beginnenden Kalten Krieges. Münster 2003 (= Medien und Kultur; 1); Hans Bausch: Rundfunkpolitik nach 1945. Erster Teil: 1945-1962. München 1980 (= Rundfunk in Deutschland; 3); Für die französische Besatzungszone vgl. Sabine Friedrich: Rundfunk und Besatzungsmacht: Organisation, Programm und Hörer des Südwestfunks 1945 bis 1949. Baden-Baden 1991 (= Südwestfunk-Schriftenreihe; 1); Liselotte von Reinken: Rundfunk in Bremen 1924-1974. Bremen 1975; Edgar Lersch: Rundfunk in Stuttgart 1934-1949, hrsg. vom Süddeutschen Rundfunk Stuttgart. Stuttgart 1990 (= Südfunk-Hefte; 17).

3 Barbara Mettler: Demokratisierung und Kalter Krieg. Zur amerikanischen Informations- und Rundfunkpolitik in Westdeutschland 1945-1949. Berlin 1975 (= Rundfunkforschung; 2); Ulrich M. Bausch: Die Kulturpolitik der US-amerikanischen Information Control Division in Württemberg-Baden von 1945 bis 1949.

4 Matthias Pasdzierny: Wiederaufnahme? Rückkehr aus dem Exil und das westdeutsche Musikleben nach 1945. München 2014.

5 Badenoch 2008; Amy C. Beal: New Music, New Allies: American experimental music in West Germany from the zero hour to reunification. Berkeley 2006 (= California studies in 20th-century music; 4).

vollziehen. Eine noch umfangreichere Quellenlage liegt für die anderen Sender vor: In Bremen sind die Sendemanuskripte und Programmankündigungen archiviert, aus denen nicht nur Text und Musik der Sendung hervorgehen, sondern auch Autor/innen, beteiligte Kontrolloffiziere und zensierte Textpassagen deutlich werden. Zusätzlich findet sich dort ein einzigartiger Schallplattenbestand an sogenannten ‚OWI-Platten‘, die 1945 nicht nur den Sendern von den amerikanischen Besatzern zur Verfügung gestellt, sondern auch aktiv von leitenden deutschen Mitarbeiter/innen angefragt wurden. Durch die Kontextualisierung dieser Medien im Bremer sowie im Stuttgarter Sendeplan lässt sich die Bedeutung dieses Schallplattenbestands herausarbeiten. In Stuttgart wird die Quellenlage noch durch Besetzungsbögen ergänzt, aus denen die beschäftigten Musiker/innen hervorgehen. So besteht auch hier die Möglichkeit, über die Finanzierung bestimmter Musikarten Rückschlüsse auf die Gewichtigkeit verschiedener Musiken, Interpret/innen und schließlich auch auf die fortschreitende Institutionalisierung des Musiksendebetriebs im Rundfunk zu schließen. Um Lücken in der Überlieferung zu füllen und vereinzelt Detailsblicke zu erhalten, wie die Sender musikprogrammatisch arbeiteten, werden die Rundfunkzeitschriften ‚Radiowelt‘, ‚Radiowoche‘, ‚Radiospiegel‘ und der ‚Radioalmanach‘ hinzugezogen. Diese Periodika werfen ein Licht darauf, wie die Radiostationen ihr Sendeangebot publizistisch erweiterten und illustrierten.

Die Arbeit folgt in ihrer methodischen Ausrichtung damit insgesamt einer historisch-hermeneutischen Quellenkritik⁶, wodurch die Quellen selbst in den Mittelpunkt der Betrachtung rücken. Zwischen den Programmen und den dort dokumentierten Repertoires werden Querverbindungen zu überlieferten Korrespondenzen, Finanzplänen, Schallplattenbeständen und Tondokumenten sowie zu Rundfunkzeitschriften gezogen. So gelingt es, ein umfassendes Bild der Musikprogramme sowie der dahinter liegenden Entscheidungsprozesse zu zeichnen und dadurch einen Beitrag zur Musik- und Mediengeschichtsschreibung der Nachkriegszeit zu leisten.

.....

6 Benjamin Krämer und Philipp Müller: Is a theory of media and communication history possible (and necessary)? In: SCM Studies in Communication and Media 5/3 (2016), S. 324ff.

Christina Klein

Der Rundfunk und der Sender Luxemburg in Luxemburg 1940-1945

(Universität Düsseldorf)

1930 gegründet und ab dem 15. März 1933 im regelmäßigen Betrieb, wurde Radio Luxemburg schnell zum „wichtigsten Radiosender im Europa der dreißiger Jahre“.¹ Das privatwirtschaftliche Mutterunternehmen, die Compagnie Luxembourgeoise de Radiodiffusion (CLR), wurde von französischen Firmen getragen,² allerdings hatte ebenso die luxemburgische Regierung großen Einfluss auf das Programm des Senders durch eine speziell eingesetzte Kommission.³

Noch vor dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht in das Großherzogtum Luxemburg am 10. Mai 1940 war das Programm zur Wahrung der Neutralität seit dem 21. September 1939 eingestellt worden. Schon Mitte Juni 1940 wurde der Betrieb des bislang als „Hetzsender“⁴ bezeichneten Funkhauses unter NS-Leitung wieder aufgenommen.⁵ Welche besondere propagandistische Bedeutung dem Sender in der folgenden Zeit zugeschrieben wurde, unterstreicht ein Schreiben des Gauleiters für den Gau Moselland an Propagandaminister Goebbels, in dem es hieß, dieser sei ein „nicht mehr wegzudenkender Faktor in der Deutschtumsarbeit des Westens“.⁶

Angesichts der überragenden Bedeutung, welche dem Rundfunk im Nationalsozialismus insbesondere als Propagandainstrument beigemessen wurde, ist es erstaunlich, dass der Sender Luxemburg bislang nur am Rande in der nationalen wie internationalen Forschung betrachtet wurde. Diese Forschungslücke soll durch das Dissertationsprojekt geschlossen werden.

.....
1 David Dominguez Muller: „Bonjour le monde“. Ein Sender erobert die Welt. In: *Ons Stad*, 106 (2014), S. 14-15.

2 Vgl. David Dominguez Muller: *Radio-Luxembourg. Histoire d'un média privé d'envergure européenne*. Paris 2007, S. 44-46.

3 Vgl. Compagnie Luxembourgeoise de Radiodiffusion Luxembourg: *Statuts*. Luxembourg 1931, S. 13.

4 Gaupresse- und Gaupropagandaamt Moselland: *Moselland. Ein Bildbericht von Frid Muth und Hebert Ahrens mit einem Geleitwort von Gauleiter Gustav Simon*. München 1942, S. 18.

5 Siehe hierzu den Aktenbestand in den Archives Nationales in Luxemburg: *Radio Luxemburg, CDZ-SD: 008*.

6 Schreiben vom 24. Februar 1942. Zitiert nach: Horst Romeyk: *Der Gau Moselland und seine Beziehungen in Luxemburg*. In: *Hémecht*, 3 (1987), S. 411-426; hier: S. 414.

Die Arbeit wird in drei Teile gegliedert. Im grundlegenden ersten Teil werden die Jahre von der Gründung des Senders bis zum Vorabend des deutschen Einmarsches dargestellt. Dabei stehen der Werdegang des Senders sowie die damalige Rezeption in Luxemburg und im nationalsozialistischen Deutschland im Fokus. In einem nächsten Schritt wird die Medienpolitik in Deutschland ab 1933 erläutert und anschließend die Besatzungszeit des Großherzogtums sowie die damalige Propagandapolitik in Luxemburg betrachtet.

Das zweite Kapitel bildet den Hauptteil der Arbeit und ist ausschließlich dem Rundfunk und Radio Luxemburg in der NS-Zeit gewidmet. Zunächst sollen politische Fragen geklärt werden: Wie bemächtigte sich die Besatzungsmacht des Senders, welche Maßnahmen wurden hierfür ergriffen und welche Rolle sollte er aus Sicht des zuständigen Propagandaamtes spielen? Zu untersuchen gilt es gleichermaßen, wie die Programmaufteilung ausgesehen hat: Welchen Stellenwert nahmen Sprach- und Musikbeiträge ein und veränderte sich das Verhältnis im Laufe des Krieges auf ähnliche Weise wie in Deutschland? Dazu wird das Rundfunkprogramm erschlossen und in Relation zu den deutschen Programmen gesetzt sowie Sendereihen und Einzelsendungen auf ihren Inhalt und ihre Teilnehmer/innen untersucht. Schließlich stellt sich die Frage, ob es speziell auf luxemburgische Bedürfnisse zugeschnittene propagandistische Beiträge gab, etwa durch lokale Inhalte sowie Sprecher/innen und Musik aus Luxemburg.

Ebenso soll die andere Seite des Lautsprechers betrachtet werden. Wie reagierten die Bevölkerung und die Resistenzbewegungen auf den NS-Rundfunk? Wurde er eingeschaltet oder wurde auf sogenannte „Feindsender“ gewechselt? Folgten sie den Aufrufen zur Spende an das Winterhilfswerk oder zum zunächst freiwilligen Eintritt in den Reichsarbeitsdienst oder die deutsche Wehrmacht? Als Exkurs wird deshalb auf das luxemburgische Programm der BBC und die Reden der Großherzogin Charlotte und der Exilregierung eingegangen, da diese im direkten Gegensatz zu den nationalsozialistischen Appellen standen. Hier wurde aktiv zum Widerstand aufgerufen, gleichermaßen aber auch gefordert, auszuharren, da ein Ende in Sicht sei.

Der abschließende dritte und letzte Teil der Arbeit beschäftigt sich mit der Rundfunkstätig-

keit nach der ersten Befreiung Luxemburgs durch die Alliierten im September 1944, während der deutschen Ardennenoffensive Ende 1944/Anfang 1945 sowie nach der endgültigen Befreiung im Januar 1945. Hierbei stehen sowohl Intentionen als auch Folgen der alliierten Übernahme des Senders im Vordergrund.

Die Forschung bezüglich des Rundfunks im Deutschen Reich ist bereits sehr weit fortgeschritten, weshalb auf eine fundierte Grundlage zurückgegriffen werden kann. Anders verhält es sich mit dem Forschungsstand bezüglich der NS-Rundfunkgeschichte und der Rundfunkpolitik in Luxemburg. Zwar war Radio Luxemburg bereits Thema verschiedener Publikationen, jedoch wurde die NS-Kriegszeit ausgespart.⁷ Die Exiltätigkeit der luxemburgischen Regierung und der Großherzogin im Ausland wurde ausführlich untersucht.⁸ Dabei wurde auch die Arbeit bei der luxemburgischen Sendung für die BBC angegriffen, doch standen vor allem die politischen Beziehungen und die diversen Reisen im Vordergrund. Wesentlich tiefgründiger bearbeitet ist die Rundfunktätigkeit der Alliierten ab September 1944, vor allem wegen der prominenten Unterstützung durch den deutschen Schriftsteller Stefan Heym.⁹ Der Kriegszeit an sich wurden bislang nur einige Beiträge in einer Ausgabe des Magazins „Ons Stad“ gewidmet, aufgrund des Publikationsformates konnte das Thema dort jedoch nicht allzu vertiefend dargestellt werden.¹⁰

Die für die Arbeit relevanten Quellenbestände befinden sich größtenteils im Bundesarchiv in Berlin, beispielsweise in den Akten des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda, in der Abteilung Militärar-

.....
7 U. a. David Dominguez Muller: *Radio-Luxembourg. Histoire d'un média privé d'envergure européenne*. Paris 2007; Newton, Gerald: *Radio Luxembourg in Peace and war*. In: *German life and Letters*, 1 (2013), S. 55-76.

8 Georges Heisbourg: *Le gouvernement luxembourgeois en exil 1940-1944. Volume I-IV*. Luxembourg 1986-1991.

9 Vgl. u. a.: Paul Lesch: *Anti-Nazi-Witze auf Radio Luxembourg in den Jahren 1944/45*. In: Robert Krantz: *Die politische Satire gegen das Naziregime*. Esch-sur-Alzette 2010, S. 171-191; Charles Meder: *Rundfunkkapelle aus Luxemburg. Deutschsprachige Schriftsteller und die Beendigung des Zweiten Weltkrieges*. Luxembourg 1993; Charles Meder: *Stefan Heym und der Kampf um die Ätherwellen. Nur ein nützlicher Ausländer in amerikanischer Uniform?*. In: *Galerie. Revue culturelle et pédagogique*, 3 (1995), S. 433-441.

10 Vgl. *Ons Stad: Audiovisuelle Medien in Luxemburg*, 106 (2014).

chiv in Freiburg, in den Archives Nationales in Luxemburg sowie im Landeshauptarchiv Koblenz. Leider wurde das Tonarchiv des Senders am Ende des Zweiten Weltkrieges zerstört – der heutige Sender RTL besitzt nur einige wenige Dokumente. Auch die Sendestation in Junglinster hat einige Ordner vor dem Verlust bewahrt. Erhalten geblieben sind hingegen Dokumente bezüglich des Tagesprogramms im Centre National de Littérature in Mersch/Luxemburg sowie Aufnahmen der alliierten Rundfunkbeiträge im Deutschen Rundfunkarchiv in Frankfurt. Um dennoch eine Analyse des Programmes vornehmen zu können, muss mit dem Tagesprogramm in der ehemals katholischen Tageszeitung „Luxemburger Wort“ vorliebgenommen werden, welche während der Besatzung ebenso wie das „Escher Tageblatt“ Teil der gleichgeschalteten Presse war. Untersucht werden können auch die seinerzeit genutzten Partituren des ehemaligen städtischen Orchesters, welche nun im Besitz des Orchestre Philharmonique du Luxembourg sind. Neben Zeitzeugenberichten, Aktenmaterial der Resistenzbewegung sowie Plakaten und Werbeanzeigen geben auch veröffentlichte Quellen Aufschluss über die NS-Politik und die Reaktionen der Bevölkerung.¹¹ Um die Tätigkeit der emigrierten luxemburgischen Repräsentanten bei der BBC darzustellen, kann auf einen großen Bestand im Luxemburger Nationalarchiv sowie auf Akten im Archiv der BBC zurückgegriffen werden.

Ziel der Arbeit ist es vor allem, diesen Aspekt der luxemburgischen Geschichte in den Vordergrund zu rücken und bisher ungenutzte oder nicht im vorliegenden Zusammenhang ausgewertete Quellen zu untersuchen. Aufgrund der heterogenen und disparaten Quellenlage wurde dieses Thema in den bisherigen Arbeiten allenfalls beiläufig behandelt. Das Dissertationsprojekt soll nun die Lücken in der zeitgeschichtlichen Forschung über Luxemburg schließen und Aufschluss über den Wirkungsbereich der NS-Politik sowie die Rezeption der Bevölkerung geben.

.....
11 Vgl. u. a.: *Chef der Zivilverwaltung in Luxemburg (Hrsg.): Verordnungsblatt für Luxemburg, Luxembourg 1940-1944*; Paul Spang: *Von der Zauberflöte zum Standgericht. Naziplakate in Luxemburg, 1940-1944*. Luxembourg 1982.

Susanne Wegner

Kein Ende der Geschichte? Deutungsmuster und narrative Strukturen im Radio am Beispiel der aktuellen Holocaust-Berichterstattung

(Katholische Universität Eichstätt-Ingolstadt)

Die Forschungslage zur medialen Darstellung des Holocaust, insbesondere in Print, TV und Fernsehen, ist kaum mehr zu überblicken. Weit weniger untersucht ist hingegen, wie Journalist/innen das Thema bearbeiten, nach welchen Regeln, mit welchen Deutungen und wie diese Angebote rezipiert werden.¹ Diese Fragen sind aus mehreren Gründen relevant: Medien sind für die Bevölkerung entscheidende Geschichtsvermittler und wichtige Informationsquellen.² Da die Vermittlung des Holocaust durch seine zunehmende zeitliche Distanz bald nur noch medial stattfinden kann, steigt die Verantwortung der Journalist/innen, historische Fakten zu präsentieren, deren Kenntnis immer weniger vorausgesetzt werden kann, und Wertvorstellungen einer Gesellschaft widerzuspiegeln, um Menschen Orientierung darüber zu geben, wie gesellschaftliches Zusammenleben funktioniert.³ Doch sind Journalist/innen in ihrer Berichterstattung nicht neutral. Indem sie das Thema nach eigenen Logiken bearbeiten, bestimmte Aspekte in den Vordergrund stellen und andere vernachlässigen, prägen sie ihrerseits das Geschichtsbild und die Erinnerungskultur des Holocausts mit.⁴ Hinzu kommt, dass die öffentliche Weise, den Holocaust zu ver-

1 Vgl. dazu André Donk und Martin R. Herbers: Journalismus zwischen öffentlichem Erinnern und Vergessen. 9/11 in deutschen und amerikanischen Tageszeitungen. In: Klaus Arnold (Hg.): Geschichtsjournalismus. Zwischen Information und Inszenierung. Berlin 2010, S. 195-216 sowie Martin Zierold: Gesellschaftliche Erinnerung. Eine medienkulturwissenschaftliche Perspektive. Berlin u. a. 2006.

2 Vgl. Renate Köcher (Hrsg.): Allensbacher Jahrbuch der Demoskopie 2003-2009: Die Berliner Republik. Berlin u. a. 2010.

3 Vgl. Martin Krieg, Franziska Pröll und Melanie Magin: Verräter, Held, Familienmensch. Mediale Wertevermittlung am Beispiel der Gedenktagsberichterstattung über das Hitler-Attentat vom 20. Juli 1944 – eine Langzeitanalyse (1954-2014). In: Petra Werner, Lars Rinsdorf, Thomas Pleil und Klaus-Dieter Altmeyden (Hrsg.), Verantwortung – Gerechtigkeit – Öffentlichkeit. Normativität in den Medien und in der Kommunikationswissenschaft. Konstanz 2016, S. 137-155.

4 Vgl. Astrid Erll: Medium des kollektiven Gedächtnisses: Ein (erinnerungs-) kulturwissenschaftlicher Kompaktbegriff. In: Astrid Erll und Ansgar Nünning (Hg.): Medien des kollektiven Gedächtnisses. Konstruktivität – Historizität – Kulturspezifität. Berlin u. a. 2004, S. 3-22.

handeln, einen wesentlichen Einfluss auf seine Rezeption hat. Ist sie zu undifferenziert und geht zu stark vom Holocaust als negativem Gründungsmythos der Bundesrepublik Deutschland aus, stützt das die nationale Identität nicht, sondern stört sie vielmehr. Wie also lässt sich der Holocaust heute vermitteln? Lläuft eine ritualisierte und moralisierende Benennung und Darstellung von Schuld und Verantwortung in journalistischen Berichten Gefahr, eher zu einer Abwehr als zu einer Auseinandersetzung mit der Judenverfolgung zu führen?

An diesem Punkt setzt meine Arbeit an. Ich möchte untersuchen, was Radiojournalismus gegenwärtig leisten kann, der nicht gezwungen ist, Bilder zu zeigen. Die Analyse akustischer Formen der Holocaust-Vermittlung ist ein Forschungsdesiderat in sämtlichen Fächern. Radio vermittelt wie andere Medien auch identitätsrelevante Deutungsmuster, die das Publikum in seine Lebenswelt übernimmt, sofern sich die inhaltliche und phonetische Darbietung mit den Erwartungen der Hörenden deckt.⁵ Radio ist jedoch stärker in den Alltag des Publikums integriert. Die Sprechenden wissen, dass sie zwischen dem Privaten und dem Öffentlichen zu vermitteln haben und die Aufmerksamkeit der Hörenden besonders flüchtig ist. Neben einer einfachen Sprache, die öffentliche Anliegen für ihr Publikum übersetzt, ist ihr stärkstes Mittel ihre Stimme. Da sie eine Vorrangstellung in der menschlichen Wahrnehmung hat, ist es schwer, ihr nicht zuzuhören und sich kein eigenes Bild von dem Gehörten zu machen. Zudem ist die Stimme durch ihre Individualität auch immer ein Medium des Nacherlebens, was gerade bei Zeug/innen-Aussagen relevant sein kann.⁶

Vor diesem Hintergrund stellen sich folgende Forschungsfragen: Wie gehen Radiojournalist/innen gegenwärtig mit dem Holocaust um? Welche Rolle schreiben sie den Deutschen in den Beiträgen zu? Welche narrativen Strukturen und Deutungsmuster können identifiziert werden? Gibt es Beiträge, die

5 Vgl. Ines Bose und Golo Föllmer: Forschungen zur Anmutung des Radios. In: SPIEL. Neue Folge. Eine Zeitschrift zur Medienkultur. Jg. 1 (2015) (Heft 1/2), S. 13-51.

6 Vgl. Inge Marszolek: Die Stimme des Zeitzeugen – und das Hören der Überlebenden des Holocaust. Vortrag auf der Tagung des 49. Deutschen Historikertags „Sound History“ 2012. Verband der Historiker und Historikerinnen Deutschlands (VHD); Verband der Geschichtslehrer Deutschlands (VGD). Mainz.

neue Wege suchen, das Thema zu verhandeln? Wie werden sie von den Rezipierenden gedeutet? Um Rückschlüsse zu den journalistischen Beiträgen und ihrer Rezeption gewinnen zu können, wird eine qualitative Inhaltsanalyse mit einer Gruppendiskussion verknüpft. Für die Inhaltsanalyse der Beiträge eignet sich der Forschungszugang der *Grounded Theory*.⁷ Indem Datenerhebung, Analyse und Theoriebildung wechselseitig angewandt werden, können vielfältige Lesarten, Regeln der Sagbarkeit als auch Leerstellen im Material festgestellt werden. Gezielt wurden Beispiele ausgewählt, die ein möglichst weites Spektrum abdecken und in der Analyse gegenübergestellt werden, von Reportagen und Zeitzeugenberichten bis hin zu Features, Kommentaren und Live-Sendungen. Die Herausforderung dabei ist, dass es kaum inhaltsanalytische Untersuchungen gibt, die mit phonetischen Analysen verknüpft sind.⁸

Auch hier zeigt sich die *Grounded Theory* als hilfreich, weil sie sich nicht als striktes Regelwerk versteht, sondern als Methode, die an die Forschungsfrage angepasst und erweitert werden kann. Um akustische Elemente wie Stimme, Töne und Musik berücksichtigen zu können, kommt ihr dreistufiges Kodierschema zur Hilfe. Während auf der ersten Stufe die transkribierten Beiträge zunächst nach wiederkehrenden Schlagworten und Phänomenen untersucht und vorläufigen Kategorien zugeordnet werden, kann auf der zweiten Stufe eine sequentielle Feinanalyse von Schlüsselszenen erfolgen, die auch die Akustik mit einbezieht und in der Abfolge der Beiträge verortet.⁹

Auf der dritten Stufe werden Verbindungen zwischen diesen Szenen hergestellt und auf Kategorien reduziert, die die Basis für eine abschließende These bilden. Auf diese Weise werden rund 100 Beiträge aus dem öffentlich-rechtlichen Rundfunk untersucht, die zwischen 2010 und Mitte 2018 gesendet wurden, 3 bis 60 Minuten dauern und explizit den Holocaust thematisieren. Dazu zählten neben Sendungen des Deutschlandradios auch Programme von den Anstalten der ARD,

.....

⁷ Vgl. Barney G. Glaser und Anselm L. Strauss: *Grounded theory. Strategien qualitativer Forschung*. Bern 2008.

⁸ Vgl. Clara Finke: Vorüberlegungen zur Konstanz und Varianz von Morningshow-Moderationen im gegenwärtigen Radio. In: *Rundfunk und Geschichte* 38 (1/2) 2012, S. 90-91.

⁹ Vgl. Gabriele Rosenthal: *Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung*. Weinheim 2015.

vor allem des BR und SWR. Zusammengetragen wurden die Beiträge aus den Online-Mediatheken der jeweiligen Rundfunk-Landesanstalten oder durch Besuche der jeweiligen Archive vor Ort. Beiträge, bei denen die Inhaltsanalyse gezeigt hat, dass sie bestimmte Muster bestätigen oder sich in ihrer Erzählweise grundlegend unterscheiden, bilden die Grundlage für fünf Gruppendiskussionen mit etwa 30 Teilnehmenden aus verschiedenen Alters- und Bildungsstufen. Ein Leitfaden hilft, bestimmte Aspekte im Blick zu behalten. Ziel jedoch ist es, unter den Diskutierenden ein offenes Gespräch zu realisieren, das möglichst viel von ihren Einstellungen, Gedanken und Gefühlen offenlegt und Rückschlüsse darüber ermöglicht, welche Aspekte der Beiträge sie in ihre Lebenswelt integrieren.

Erste Ergebnisse der Analyse zeigen unter anderem: Während in den Beiträgen „strikte Regeln des Sagbaren“¹⁰ dominieren, wird Moralisierung von den Teilnehmer/innen sehr subjektiv wahrgenommen, abhängig von persönlicher Betroffenheit und Vorbildung. Je relevanter die Diskutierenden die gesprochene Information empfinden, desto weniger stören sie emotionalisierende Stilmittel wie Musik. Nehmen sie jedoch die Stimme der Sprecher/innen nicht als authentisch wahr, schalten sie gedanklich ab. In Berichten, die Zeitzeugen-Aussagen möglichst viel Platz einräumen, und längeren Sendungen, die auf Dialog setzen, scheinen die Stärken des Radios zu liegen, sofern sie an gegenwärtige gesellschaftliche Diskussionen anknüpfen, die es ermöglichen, den Holocaust und die Frage nach dem Umgang mit ihm aus einer neuen Perspektive zu betrachten.

.....

¹⁰ Ulrike Jureit: Opferidentifikation und Erlösungshoffnung: Beobachtungen im erinnerungspolitischen Rampenlicht, in: Ulrike Jureit und Christian Schneider (Hg.): *Gefühlte Opfer. Illusionen der Vergangenheitsbewältigung*. Stuttgart 2010, S. 17-103, S. 30f.

Philipp Seufferling

Analogue Escapes. Media and Communication Practices in Refugee Camps in Germany (1945–2000)

(Södertörn University, Stockholm, Schweden)

In February of 1952, several refugee shelters in West Berlin, mostly accommodating refugees from East Germany, received 65 radios as a donation from the public service broadcaster NWDR in Hamburg. Before, a government official had formally asked for this ‚act of utmost philanthropy‘, because – according to his plea – the lack of radios and news magazines in the refugee shelters created one of the biggest hardships: ‚Being cut off from the outside world hits the inmates of the camps especially hard‘¹.

The experience this source describes could certainly be found again very similarly today, e.g. among Syrian refugees in Jordan refugee camps: lacking phone signal and other predicaments around communication lead to forced migrants experiencing ‚information precarity‘². Practices around technologies and other means of communication are fundamental to processes of forced migration – and have arguably always been so. Still, in much research on media and migration, especially in the context of the recent so-called ‚refugee crisis‘ in Europe, a rhetoric of newness or even ‚digital exceptionalism‘³ prevails around digital technologies having changed the entire prerequisites for refugees‘ and migrants‘ experiences⁴.

But the need for information in contexts of forced migration is much older than the internet. Especially the 20th century has been coi-
.....

1 Both quotes from a letter from Willi Eichler (SPD Berlin) to Adolf Grimme (director of NWDR), 18 February 1952. StA HH. 621-1/144. NDR. 11_712; translated by the author.

2 Melissa Wall, Madeline Otis Campbell and Dana Janbek, ‚Syrian refugees and information precarity‘, *new media & society*, 19, 2 (2017), pp. 240–254 (Wall et al, information precarity).

3 See e.g. Alice Marwick, *Status Update. Celebrity, Publicity, and Branding in the Social Media Age* (New Haven, 2013), discussing discourses around Web 2.0 which see the internet as ‚different from other forms of communication‘ (p. 25).

4 Criticized also by e.g. Koen Leurs and Kevin Smets, ‚Five Questions for Digital Migration Studies: Learning from Digital Connectivity and Forced Migration in(to) Europe‘, *Social Media + Society*, January–March 2018, pp. 1–16.; David Morley, *Communications and Mobility: The Migrant, the Mobile Phone, and the Container Box* (Hoboken, 2017); Radha Sarma Hegde, *Mediating Migration* (Cambridge, 2015).

ned a ‚century of expulsions‘⁵. Often this historicization is missing, yet refugee histories provide necessary trajectories between past and present: discourses, policies and practices around asylum, or refugee regimes, are historically grown – and so are media technologies and environments. The 20th century has also been described as a ‚century of mass media‘⁶ after all. Multiple new media technologies, most centrally radio and TV in the century’s media ensembles, have added new materialities for media users to interact with in the past.

This PhD project explores the interconnection of histories of forced migration and media and communication practices. Historicizing the relevance of digital technologies in processes of forced migration can explain how analogue ways of communication have been made part of escaping, arriving, seeking asylum and dwelling in refugee camps before. Therefore, the goal of this PhD project is to explore histories of media and communication from below, to historically understand refugees as agents in practices of media and communication.

Writing histories of refugees as media users requires embedding their social practices into the history of media and communication from the margins. As media historians Lisa Gitelman⁷ and Carolyn Marvin⁸ argue, uses of new media always emerge from already existing discourses, social practices and conflicts, reflecting and shaping them vice versa. When usage practices of new media are negotiated, Gitelman argues, these uses grow from existing relations in society at the time, such as gender, race, class etc. They grow from their immediate past, rather than being the cause for social change. Hence, media as social practices and materialities are ‚evidence and cause of their own history‘⁹. In this context, the question arises how historical refugees made sense of changing media environ-
.....

5 Rainer Münz, ‚Das Jahrhundert der Vertreibungen‘, *Transit*, 23 (2002), pp. 132–154.

6 Axel Schildt, ‚Das Jahrhundert der Massenmedien. Ansichten zu einer künftigen Geschichte der Öffentlichkeit‘, *Geschichte und Gesellschaft*, 27, 2 (2001), pp. 177–206.

7 Lisa Gitelman, *Always Already New. Media, History, and the Data of Culture* (Cambridge, 2006) (Gitelman 2006).

8 Carolyn Marvin, *When Old Technologies Were New. Thinking about Electric Communication in the Late Nineteenth Century* (New York, 1988).

9 Gitelman 2006, p. 10.

ments, included different technologies into communicatory practices, or invented ways of remaining connected in times of scarce information.

An iconic site of the 20th century, where the described practices have happened, is the refugee camp¹⁰. The century's conflicts have provoked deportations, ethnic expulsions, evacuation, forced labour etc. resulting in the displacement of millions worldwide. As a consequence, collective accommodation at camps, be it in the form of transition camps, or more long-term, has become an intrinsic part of the modern refugee regime¹¹. Camps enable the management of displaced populations and uphold border regimes. Thereby, they contribute to ‚modern social imaginaries‘¹², by which Charles Taylor describes modernity's ways through which people imagine their existence in relation to others, crystalizing in institutions, norms and practices. Camps materialize the imagination of the ‚other‘ in society – and thereby the imagination of the self. For this project, the refugee camp provides a heterotopian locality, where media and communication practices are placed and are closely intertwined with the refugee regime. Refugee camps are sites of power negotiations, where humanitarian interventions often result in producing ‚speechless emissaries‘¹³ in reducing complex political subjectivities to mute victims. Media and communication technologies are used in these settings of social arrest to mediate their sociality, they enhance ways of becoming perceptible and imperceptible, as Saskia Witteborn¹⁴ argues about forced migrants' use of digital media. How did refugees cope in pre-digital times?

These threads are pulled together in this project by exploring media histories in the setting of refugee camps in the case of Germany and the time frame of 1945 to 2000. In response to the massive displacements during

.....

¹⁰ See Simon Turner, ‚What is a Refugee Camp? Explorations of the Limits and Effects of the Camp‘, *Journal of Refugee Studies*, 29, 2 (2015), pp. 139–148.

¹¹ See Peter Gatrell, *The Making of the Modern Refugee* (Oxford, 2013) (Gatrell 2013).

¹² Charles Taylor, *Modern Social Imaginaries* (Durham, 2005), pp. 23–30.

¹³ Liisa Malkki, ‚Speechless Emissaries: Refugees, Humanitarianism, and Dehistoricization‘, *Cultural Anthropology*, 11, 3 (1996), pp. 377–404.

¹⁴ Saskia Witteborn, ‚Becoming (Im)perceptible: Forced Migrants and Virtual Practice‘, *Journal of Refugee Studies*, 28, 3 (2015), pp. 350–367.

World War Two, the modern refugee regime was institutionalized with the establishment of UNHCR in 1950 and the Geneva Convention in 1951¹⁵. After the arrival of 12 million German refugees and expellees from Eastern Europe, Germany became a receiving society for diverse groups of asylum seekers, such as Hungarians in 1956, Vietnamese and Chileans in the 1970s, and Bosnians in the 1990s, only to name a few¹⁶. The end of the timeframe is loosely defined by the widespread use of digital media. The goal is to describe and analyse media and communication practices of these diverse groups in the locality of refugee camps, against the backdrop of media historical change. Different camps across East and West Germany will provide case studies, such as Friedland, Berlin-Marienfelde, Hamburg-Finkenwerder or Röntgental.

Written archive material and oral history interviews will be used in the analysis to approach the wider research questions: How did refugees make use of different technologies, such as radio and TV, but also other media, at different times in the setting of the camp? How is the experience of ‚refugeedom‘¹⁷ and ‚information precarity‘¹⁸, of disrupted identity in the non-mobile space of the camp, mediated and communicated? Ultimately, considering these questions in a time frame before digital media gives us insight into alternative media histories growing out of the specific information situations in heterotopian spaces such as the refugee camp. It includes these histories into our understanding of refugee pasts, which is of vital importance, because, as refugee historian Philip Marfleet warns, ‚denial of refugee histories is part of the process of denying refugee realities today‘¹⁹.

.....

¹⁵ See Gatrell 2013.

¹⁶ See Jochen Oltmer, *Migration. Geschichte und Zukunft der Gegenwart* (Bonn, 2017).

¹⁷ Gatrell 2013, p. 7.

¹⁸ Wall et al., *information precarity*.

¹⁹ Philip Marfleet, ‚Refugees and history: why we must address the past‘, *Refugee Survey Quarterly*, 26, 3 (2007), pp. 137.

Rezensionen

Martin Stallmann

Die Erfindung von „1968“. Der studentische Protest im bundesdeutschen Fernsehen 1977-1998

Göttingen: Wallstein 2017 (= Medien und Gesellschaftswandel im 20. Jahrhundert, hrsg. v. Frank Bösch u. Christoph Classen, Bd. 8), 412 Seiten, 51 Abbildungen.

Worum es in dieser Heidelberger Dissertation geht, verwundert angesichts der konstruktivistischen Hegemonie in den sozial- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen nicht und steht im Titel des Buchs: um die „Erfindung“ dessen, was sich seit Ende der 1970er Jahre im gesellschaftlichen Diskurs mit der Chiffre „1968“ verbindet, durch das Fernsehen der Bundesrepublik Deutschland. Dabei hat Stallmann nicht die Frage interessiert, ob das Leitmedium zutreffend und dem Geschehen angemessen berichtet hat oder nicht. Im Mittelpunkt des Interesses standen vielmehr narrative Muster, die die zurückschauenden „Wirklichkeitserzählungen“ des Fernsehens über die Protestbewegung geprägt haben. Die Wahl des Untersuchungszeitraums 1977-1998 wirkt auf den ersten Blick willkürlich, aber es gibt dafür gute Gründe: „Die Jahre 1977/78 markierten für das Fernsehen eine erste retrospektive Thematisierungswelle der Protestgeschichte, wobei die verschiedenen Fernsehbeiträge Bilanzierungsversuche unternahmen. (...) Fernsehsendungen aus dem Jahr 1998 bilden das Untersuchungsende, da hier die erzählte Geschichte von ‚1968‘ (...) einen vorläufigen Endpunkt fand.“ (S. 40)

Stallmann hat vier narrative Muster ausgemacht, „die man mit den Begriffen ‚Generationengeschichte‘, ‚Alteritätsgeschichte‘, ‚Gewaltgeschichte‘ und ‚Personengeschichte‘ benennen kann.“ (S. 10) Weil sie mit den gesellschaftlichen Bedürfnissen in der jeweiligen Gegenwart und deren Herausforderungen an die Erzählungen des Leitmediums zusammenhängen, war es „notwendig, die Entstehungszeit der Fernsehbeiträge zu betrachten. Nur durch eine entsprechende Kontextualisierung können die Gegenwartsbezüge der

Fernsehbeiträge herausgearbeitet werden.“ Stallmann hat aus diesem Grund „neben den Fernsehquellen auch Printquellen – insbesondere Tages- und Wochenzeitungen – herangezogen, da man diese“ nach Hedwig Pompe „als ‚Archive des gegenwärtig Wissenswerten‘ verstehen kann.“ (S. 14)

Methode und Ertrag der Studie seien am Beispiel des narrativen Musters „1968‘ als Generationengeschichte“ (S. 45-161) erläutert: Stallmann hat durch Archivrecherchen festgestellt, dass die journalistische Routine der zurückblickenden Thematisierung im Zeitabstand von glatten Dekaden zuerst in Printmedien griff, und zwar schon 1977, anlässlich der Erschießung des Studenten Benno Ohnesorg bei den Anti-Schah-Demonstrationen am 2. Juni 1967. Gedenktage-Sendungen im damals noch ausschließlich öffentlich-rechtlichen Fernsehen dagegen gab es erst 1978, im Rückblick auf das Rudi-Dutschke-Attentat und die dadurch ausgelösten Osterunruhen des Jahres 1968. Stallmann erklärt dies u.a. damit, dass die Presse als Themengeber für das verzögert (re-)agierende elektronische Medium fungiert habe. (Das mag damals für historische und zeithistorische Gegenstände gegolten haben, die Journalismusforschung zeigt allerdings, dass sich heute für aktuelle Berichterstattung eher umgekehrt die Printmedien ihre Themen aus dem Fernsehen holen.) Vor allem aber weist er darauf hin, dass der von den Gewalttaten der RAF überschattete „Deutsche Herbst“ des Jahres 1977 eine Scheu der öffentlich-rechtlichen Fernsehverantwortlichen mit sich gebracht hatte, im Kontext dieser möglichen Folgen die Studentenproteste öffentlich zu behandeln. Stallmann geht sogar noch weiter: „Insgesamt beugten sich die westdeutschen Medien während der ‚Tage des Terrors‘ größtenteils der politischen Aufforderung zur Selbstzensur.“ (S. 61)

Als dann ein Jahr später die Thematisierungswelle in den TV-Programmen anrollte, wurde auch der Begriff der „1968er-Generation“ aus einem intellektuellen Print-Medium, dem „Kursbuch“, aufgegriffen, durch das Leitme-

dium Fernsehen verbreitet und allmählich im gesellschaftlichen Diskurs verankert. Die Wirksamkeit der um diesen Begriff gescharten Narrative sei auf dessen ordnungs- und orientierungsstiftende Funktion im Allgemeinen und seinen identitätsbildenden Wert speziell für die seit Ende der 1970er Jahre zunehmend verunsicherte Linke zurückzuführen. Aus dem Gemeinschaftsempfinden von Protestierenden sei so das Gemeinschaftsempfinden einer „Generation“ geworden. Später sei durch das „Sprechen über die ‚68er-Generation‘ (...) immer wieder“ ermöglicht worden, „die Geschichte der alten Bundesrepublik neu zu diskutieren. ‚1968‘ wurde zu einer Chiffre, die es erlaubte, Themen wie beispielsweise den ‚Umgang mit dem Nationalsozialismus‘, ‚Wertewandel‘, ‚Demokratisierung‘ und ‚Liberalisierung‘ sowie ‚Lebensstile‘ und ‚Umgangsformen‘ zu verhandeln; oder aber gleich nach dem generellen Selbstverständnis der Bundesrepublik zu fragen. All diese Themen konnten Angehörige der ‚68er-Generation‘ und ihre gleichaltrigen Gegner sowie Mitglieder anderer Alterskohorten im Modus der Abgrenzung besprechen. Die Abgrenzungsmechanismen dienten wiederum der Identitätsbildung und der historisch-politischen Orientierung.“ (S. 69) Auf ähnliche Weise wird die „Erfindung von ‚1968‘“ als Alteritätsgeschichte (S. 163-228), Gewaltgeschichte (S. 229-301) und Personengeschichte (am Beispiel des „Mythos Dutschke“, S. 303-352) analysiert.

Die konstruktivistische Logik der Argumentation, die sich stark für die narrativen Muster und Mechanismen der Berichterstattung und kaum für deren Verhältnis zur historischen Realität interessiert, weil sie diese für grundsätzlich nicht rekonstruierbar, wenn überhaupt für existierend hält, wird noch einmal in der Zusammenfassung deutlich, in der Stallmann explizit auf das von Niklas Luhmann und Siegfried J. Schmidt durchgesetzte Erklärermuster der Komplexitätsreduktion zurückgreift: „Die Wirklichkeitserzählungen über ‚1968‘ waren die Ergebnisse von Kanonisierungsprozessen, die in der Arbeitsweise des Geschichtsfernsehens selbst lagen. Filmaufnahmen und Fotografien aus früheren Fernsehbeiträgen kehrten immer wieder auf die Fernsehbildschirme zurück; es erschienen die gleichen Interviews und dieselben Gesichter im Fernsehen. Kanonisierung stellt eine komplexitätsreduzierende Operation des Mediums Fernsehen dar. Erst durch diese Reduzierung war die Vergangenheit überhaupt erzählbar.“ (S. 357)

Stallmanns Studie ist bemerkenswert konsistent in der Gedankenführung, gründlich in der Literaturlauswertung und ebenso sorgfältig wie gewandt in der sprachlichen Darstellung. Lesenswert ist sie auch deshalb, weil sie wichtige Erkenntnisse zur Bedeutung des Fernsehens für die sich im Laufe der Zeit wandelnde öffentliche Wahrnehmung und Deutung der studentischen Protestbewegung vermittelt. Und doch sei die abschließende Anmerkung erlaubt, dass hier wie in anderen konstruktivistisch geprägten Studien das Bemühen aufgegeben worden ist, der historischen Wahrheit auf die Spur zu kommen, was erfordert hätte, neben die Muster der „Wirklichkeitserzählungen“ eine geschichtswissenschaftliche (Re-)Konstruktion der Protestbewegung selbst zu stellen. Das erst würde eine Kritik an den Fernseherzählungen über die Protestbewegung solide fundieren, die in dieser Studie – jedenfalls in expliziter Form – konsequenterweise auch nicht versucht wird.

Horst Pöttker, Dortmund

Guido Knopp

Meine Geschichte.

München: C. Bertelsmann 2017, 320 Seiten.

Nico Hofmann

Mehr Haltung bitte! Wozu uns unsere Geschichte verpflichtet.

München: C. Bertelsmann 2018, 239 Seiten.

Im Abstand von wenigen Monaten veröffentlichten die beiden wichtigsten Exponenten des bundesdeutschen Geschichtsfernsehens der Jahre 1995 bis 2015, der ZDF-Redaktionsleiter Guido Knopp und der Regisseur, Produzent und seit September 2017 Alleinvorstand der UFA Nico Hofmann Rückblicke auf ihr Leben, auf ihren beruflichen Werdegang. Hofmann möchte das Buch (entstanden in Kooperation mit Thomas Laue) weniger als Autobiografie verstanden wissen (S. 17, 19). Es geht ihm ebenso sehr um einen von den persönlich-biographischen und beruflichen Erfahrungen motivierten Appell für „mehr Haltung“: Es bedürfe klarerer Standpunkte in der derzeit aufgeheizten, von rechtspopulistischen Parolen und – so seine Wahrnehmung – von zu großer Zurückhaltung der etablierten gesellschaftlichen Kräfte und der Politik geprägten öffentlichen Debatte.

Als erfahrene Medienprofis verbindet Knopp und Hofmann neben ihren Erfolgen im populären Geschichtsfernsehens zweifellos Talent zur Selbstinszenierung. Das offenbaren das

Drum und Dran der Präsentation von Hofmanns Buch in der Berliner Bertelsmann-Vertretung Unter den Linden 1 im April 2018¹ und weite Passagen in ihren Büchern. Knopps Verdienste sind unbestreitbar, er bearbeitete ‚schwierige‘ Themen, stieß Diskussionen an. Doch reizen in ‚*Meine(r) Geschichte*‘ die Eitelkeiten, das stete Eigenlob zu Widerspruch, manchmal auch zur Sottise.² Das Eintreten Hofmanns gegen Fremdenangst und Abschottung und für den vermittelt populärer Genres transportierten offenen Umgang mit gesellschaftlichen Konfliktfeldern (S. 18f, 165ff.) wirkt glaubwürdiger. Es bleiben leise Zweifel, inwieweit dies wie die teilweise intimen Einblicke in Kindheit und Jugend, auch in die Auseinandersetzung mit ‚Vaterfiguren‘ wie Bernd Eichinger und Götz George (S. 89ff.), als marketinggesteuerte Selbststilierung einzuschätzen sind.

Genug solcher Überlegungen: An audiovisueller Geschichtsvermittlung Interessierte wie (künftige) Medienhistoriker werden die Bücher auch mit der Erwartung zur Hand nehmen: Inwieweit geben sie als Selbstaussagen bedeutender ‚Kommunikatoren‘ über das durch einschlägige Feuilletonbeiträge wie Sendungskritiken Bekannte hinaus und jenseits (noch) nicht zugänglicher unternehmensinterner Unterlagen Auskunft über Begebenheiten und Erfahrungen bei Planung und Produktion ihrer Filme? Und: Inwieweit reflektieren die Autoren rückblickend die inhaltlichen Schwerpunkte ihrer Arbeit und innovativen Gestaltungsformen, bewerten sie rückblickend möglicherweise kritischer?

Knopp erweitert das diesbezügliche Wissen kaum um Neues. Erst einmal muss sich der (kundigere) Leser durch seitenlange Darlegungen der ‚Facts‘ bzw. ihrer spezifischen historiographischen Einschätzung der in den Sendereihen abgehandelten Themen durcharbeiten, sie blähen das Buch gehörig auf. Hier fällt eine reichlich altbacken daher kommende politikgeschichtliche und jenseits den Erfordernissen eines TV-Formats so nicht

.....
 1 Tobias Rüter: Wenn es not tut, dann müssen manchmal auch süße Geigen sein, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 25.04.2018.

2 Die Rezension von Philipp Felsch: Am schönsten war es eigentlich mit Helmut Kohl, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 02.12.2017, spießt derlei in zahlreichen Beispielen auf. Dazu weist er auf schlichte Fehler und schiefe Deutungen von angesprochenen historischen Ereignissen hin und kreidet dem Autor die für einen Historiker inakzeptable reiche Ausschmückung beim Erzählen so im Detail kaum erinnerbarer Begegnungen und Gespräche an.

dem Forschungsstand entsprechende personenzentrierte Narration auf. Nicht genug damit: es folgen mehr oder weniger ausführliche Beschreibungen der Realisierung des Themas bei der televisionären Umsetzung. In diese sind dann eingestreut die im Wesentlichen bekannten Details zu deren Vorbereitung und Durchführung sowie die entstandenen öffentlichen Kontroversen.

Neu ist das im Gespräch mit Zeitzeugen oder Experten dem Autor jeweils Off-the-Record Mitgeteilte, doch geht das Wiedergegebene über Anekdotisches nicht hinaus. Es ist für die historiographische Bewertung so wenig weiterführend wie die nach eigenem Wort mit großem Aufwand aufgespürten, bis dato jeweils unbekanntes Filmausschnitte (vgl. S. 52, 180).

Die wenigen Einlassungen zu Problemen der Geschichtsschreibung und insbesondere ihrer audiovisuellen Variante (S. 296f.) offenbaren Knopps Unwissen über die Entwicklung der Gattung.³ Wenn er bekennt, dass er für Nachfragen im Zusammenhang mit der Schlacht auf dem Lechfeld Otto I. gerne getroffen hätte, legt das die Befürchtung nahe, dass die Geschichtstheater-Ästhetik etwa der beiden Serien „Die Deutschen“ (2008 und 2010) nicht nur gestalterisches Mittel zum Zweck ist, sondern vielmehr suggeriert werden soll, dass die Ereignisse in etwa wie in den Spielszenen nachgestellt stattfanden. Die Pseudo-Authentizität wird nicht einmal andeutungsweise durch illusionsbrechende selbstreflexive Momente konterkariert. Derartiges liegt ihm völlig fern.

Dass die Beschleunigung des Schnitttempo der Geschichtsdokumentationen (auch als „Clipästhetik“ bezeichnet) neben anderem für ihren breiten Zuspruch hilfreich war (S. 52f., 96), belegen die Einschaltquoten. Doch ist und bleibt das weiterhin mit Verve vertretene Motto „Aufklärung braucht Reichweite“ (vgl. S. 97ff., 112f.) eine Leerformel aus der Steinzeit der Rezeptionsforschung: Nicht die Menge der Rezipienten erzeugt per se ‚Wirkungen‘. Auch im Rückblick macht sich der Autor nicht ansatzweise Gedanken darüber, was – abgekürzt – ‚historische Bildung‘ vermittelt audiovisueller Angebote sein könnte.

.....
 3 Auf Basis von Quellenzeugnissen gestaltete Spielhandlungen – ‚szenische Zitate‘ – (S. 96f.) gab es in den ersten Geschichtssendungen des deutschen Fernsehens Mitte der 1950er Jahre, bald darauf ebenso das eng nach Quellenzeugnissen gestaltete dokumentarische Fernsehspiel.

Auch Hofmann blickt mit Genugtuung zurück auf den zeitweise enormen Zuschauerzuspruch, den die von ihm bzw. seiner Produktionsfirma „teamWorks“ verantworteten fiktionalen (Zeit-)Geschichtsfilme fanden. Seine Hinweise auf dadurch ausgelöste und weiterhin „mit Haltung“ noch anzustoßende Debatten (S. 19, 76, 118f.), sein Eintreten für den offenen gesellschaftlichen Diskurs (S. 165ff.) sind zurückhaltender im Gestus der Gewissheit, dass es genau so war, wie im Film dargestellt. Das mag auch mit deren fiktionaler Anlage zusammenhängen. Hofmanns Sorge um die Verrohung des gesellschaftlichen Diskursklimas spätestens mit der Flüchtlingskrise im Herbst 2015 findet in Knopps Buch keine Parallele. Es geht erstaunlicherweise mit keinem Wort auf diese Problematiken ein. Vielmehr schwelgt Knopp noch 2017 im Lebensgefühl der wieder mit sich im Reinen befindlichen Nation, wie es bei der Weltmeisterschaft erstmals 2006 in Deutschland zum Ausdruck kam (S. 279f.).

Hofmann schildert ausführlich seinen Weg zum Regisseur und Produzenten, auf dem er zum Protagonisten des marketingstrategisch als „Eventfilm“ bezeichneten Melodramas wurde, in das zeitgeschichtliche Ereignisse verwoben sind (z.B. „Der Tunnel“, „Die Luftbrücke“, „Dresden“, „Die Flucht“, später stärker zentriert um historisches Personal: „Dutschke“, „Stauffenberg“, „Rommel“ u.a.). Erste Einsichten für deren Machart gewann er bereits im Kindes- und Jugendalter als Schmalfilm-Regisseur mit der (semi-)professionellen Herstellung von kleinen Spielfilmen. Nur mit Emotionalisierung sei bereits bei diesen Projekten das Interesse seiner Zuschauer (Nachbarskinder und Schulkameraden) zu erreichen gewesen, nicht nachlassender Zuspruch habe ihm die nötigen Gelder verschafft, seiner Filmleidenschaft zu frönen (S. 40f.). Diese frühe Erkenntnis sei prägend für das spätere Berufsleben geworden. Emotionalisierung und das ihn von früher Jugend an umtreibende thematische Interesse für zeitgeschichtliche Themen, insbesondere für den Nationalsozialismus, sind dann zum „Eventfilm“ amalgamiert. Hofmann prägten die Gespräche im Elternhaus, wobei ihn die kargen Erzählungen, ja das Schweigen seiner ansonsten um Worte nicht verlegenen, als Journalisten tätigen Vater und Mutter zu den Erlebnissen im Dritten Reich, in der Hitlerjugend und im Weltkrieg verstörten. Hinzu kamen die ihn als jungen Erwachsenen aufwühlenden Diskussionen am Ende der 1970er Jahre: nicht nur die ihn „mit vol-

ler Wucht“ (S. 54) treffende US-Serie „Holocaust“ (S. 52ff.).

In seinem breiten Ausbildungsweg, bei dem er an der Filmhochschule vom fiktional gestalteten Spiel- zum Dokumentarfilm wechselte (was extrem selten vorkam, S. 63ff.), griff er immer wieder auf das in die Zeitgeschichte verwobene Familienthema zurück. Für den „Eventfilm“ räumt er ein: „Wir erzählten extrem populär und emotional (...) wie im Kino“ (S. 117f.). Rückblickend sieht er diesen Zugriff kritischer. Er habe sich einer „ausufernden Kinoästhetik“ (S. 126) verschrieben, die älteren Filme würde er heute „nicht mehr so machen; (...) sie sind in ihrem Duktus noch sehr dem Melodram verhaftet“, haben „bisweilen eine etwas plakative fiktionale Grundstruktur“ (S. 125). Wichtig aber sei gewesen, den Zuschauer so zu erreichen, „dass eine Debatte entsteht“ (ebd.) Viel mehr als diese Einschätzungen ist dann über die Arbeit an den Filmen nicht zu erfahren – einige Detailbeschreibungen (z.B. zu „Dresden“) variieren sie, diskutieren kontroverse Bewertungen. So erführe man etwa gerne mehr über die Vorgehensweise, wenn er beispielsweise zum Schnitt eines Films mitteilt, wie stark man durch diesen die Aussage verändern könne (S. 158f.).

Beide Autoren verwarfen sich schließlich gegen die ihnen vorgehaltene Tendenz, in ihren Filmen einem Diskurs der Entschuldung der Deutschen Vorschub zu leisten. Eine genauere Einschätzung bedarf der eingehenderen Kenntnis der Produktionen wie der geführten Debatten. Darauf konnte hier nicht im Einzelnen eingegangen werden, bedarf aber dringend noch einmal der ausführlichen Analyse und Diskussion.

Edgar Lersch, Tübingen

Georg Karl Maximilian Schulz

Die Stimme Bayerns: Der Bayerische Rundfunk zwischen Tradition und Moderne
Regensburg, Verlag Friedrich Pustet 2018,
216 Seiten.

Eine wissenschaftliche Betrachtung der Entstehung und Entwicklung des öffentlich-rechtlichen Rundfunks in Deutschland bzw. in Bayern nach Kriegsende ist gerade in der heutigen Situation, in der Rundfunkfreiheit nicht mehr selbstverständlich ist, von Bedeutung. Die Monografie von Georg Karl Maximilian Schulz „Die Stimme Bayerns. Der Bayerische Rundfunk zwischen Tradition und

Moderne“, die auf einer Dissertation am Lehrstuhl für Bayerische Landesgeschichte an der LMU München beruht, widmet sich dieser Frage. Wenn es auch nicht – wie der Autor angibt – die „erste wissenschaftlich verfasste Entstehungsgeschichte“ des Bayerischen Rundfunks ist, könnte es doch ein interessanter Beitrag zur Geschichte des Rundfunks in Bayern sein.

Mit dieser Rezension wird nicht die der Publikation zu Grunde liegende These thematisiert, dass nämlich der Bayerische Rundfunk 1949 bzw. 1950 in der Führungsebene dominiert war durch Männer, vorwiegend konservativ und bayerisch geprägt. Ebenso wenig geht es um die Fragestellung, wie weit der Staat bei der Neugründung des Rundfunks 1948 bzw. 1949 Einfluss auf diesen nehmen wollte. Diese Thesen sind weder neu noch sind sie originell, vielmehr war dies bei allen neu gegründeten Rundfunkanstalten in Deutschland der Fall.

Nicht die Aussagen sind fragwürdig, sondern vielmehr, wie diese belegt werden bzw. eben nicht belegt werden. Die Argumentation von Schulz stellt sich als sehr tendenziös dar. Es wird fast nur über Protagonisten bzw. Sendungen geschrieben, die seine These bestätigen sollen. Alles, was dem widerspricht, wird ignoriert. Beispielsweise nimmt er die Sendung „Hörbild Inland“ als Beleg dafür, dass vorwiegend über bayerische Themen berichtet wurde. Gleichzeitig blendet er aus, dass es auch eine Sendung „Hörbild Ausland“ gab, die sich eben nicht mit bayerischen Themen befasste. Gleiches kann an vielen Beispielen gezeigt werden. Er schreibt über die volkstümliche Volksmusik und ignoriert die avantgardistische „musica viva“ oder die modernen Jazzsendungen. Ebenso verhält es sich mit Reihen wie dem „Nachtstudio“ oder Redaktionen wie dem Frauenfunk, die einfach nicht zur vorgefertigten These von Schulz passen wollen. Leider vermisst man beim Autor hier das Verständnis für die heterogene und komplexe Struktur des öffentlich-rechtlichen Rundfunksystems. Bei einer Untersuchung, die sich im Titel die Aufgabe stellt, den Bayerischen Rundfunk zwischen Tradition und Moderne – was eigentlich einen längeren Zeitraum als 1949 bis 1950 suggeriert – zu untersuchen und darzustellen, fehlt eines leider vollkommen: eine Programmanalyse. Der Autor erklärt das damit, dass sich aufgrund der Quellenlage „keine zufriedenstellende Analyse des Hörfunkprogramms und seiner tatsächlichen Wirkung bei der Be-

völkerung erbringen lässt“. Diese Aussage ist so fahrlässig wie falsch. Hörfunkmanuskripte nach 1945 sind in verschiedensten Provenienzen vorhanden: Nachtstudio, Schulfunk, Politische Redaktion, Frauenfunk, Landfunk, Hörspiel, Literatur, Hörbilder oder Reihen wie „Politik aus erster Hand“ oder „Der Funk und seine Hörer“. Ebenso behauptet der Autor, dass es kaum Tondokumente gäbe, was auch nicht den Tatsachen entspricht.

Obwohl die Arbeit als erste wissenschaftliche Entstehungsgeschichte betitelt ist, werden zahlreiche Arbeiten aufgegriffen und zitiert, die sich eben mit dieser Entstehungsgeschichte beschäftigt haben. Im Literaturverzeichnis erwähnt, allerdings nicht weiter zitiert, sind z.B. die Arbeit von Annegret Braun zum Frauenfunk, die eben das untersucht hat, was Schulz aufgrund „der schlechten Quellenlage“ nicht möglich war. Sie hat anhand der Hörerpost-Wochenberichte die „tatsächliche Wirkung bei der Bevölkerung“ darstellen können. Ebenfalls nicht weiter thematisiert wird die Arbeit von Monika Boll über die Redaktion und Sendereihe „Nachtstudio“, die eben kein wertkonservatives bayerisches Weltbild vermittelte.

Beleg für die Thesen von Schulz sind hauptsächlich die bei der Lizenzierung 1949 gehaltenen Reden (Murray D. van Wagoner, Direktor der Militärregierung, Alois Johannes Lippl, Vorsitzender des Rundfunkrats, Rudolf von Scholtz, Intendant, Hans Ehard, Ministerpräsident, General George P. Hays) und ein Memorandum von Alois Johannes Lippl aus dem Jahr 1945. Der Schriftsteller, späterer Intendant der Kammerspiele und ab 1949 erster Rundfunkratsvorsitzer des Bayerischen Rundfunks, hatte seine Vorstellung über einen nach Kriegsende neu aufzubauenden Rundfunk niedergeschrieben. Das Dokument stellt ohne Frage eine interessante Quelle zur Rundfunkgeschichte bzw. zur Person Lippls dar. Der Autor bleibt allerdings die Erklärung schuldig, was genau die Bedeutung dieses Memorandums für die weitere Entwicklung des Rundfunks in Bayern war. Er schreibt zwar, „erst durch diese in Quantität und Qualität einzigartige Quelle lässt sich der Bayerische Rundfunk in seiner wesentlichen Bayern betreffenden Programmatik begreifen“, erklärt aber nicht, wo und in welcher Form dieses Memorandum umgesetzt wurde. Grundlage für die Errichtung eines öffentlich-rechtlichen Rundfunks war bekanntermaßen das Rundfunkgesetz von 1948, das unter Mitwirkung von Staatsregierung und amerikani-

scher Besatzungsmacht entstanden war. Die enorme Bedeutung, die dem späteren Rundfunkratsvorsitzenden hier zugesprochen wird, sollte von Schulz nicht nur behauptet, sondern auch belegt werden.

Grundsätzlich ist das ein Problem der vorliegenden Publikation: Es werden Fakten beschrieben und daraus Schlüsse gezogen, die allerdings oft nur auf einer Interpretation oder a priori Behauptung beruhen und nicht weiter belegt werden. Beispielsweise sieht der Autor die Staatsnähe des Bayerischen Rundfunks schon damit belegt, dass es in den 1950er Jahren Pläne gab, ein Rundfunkgebäude im Münchner Hofgarten zu errichten und zu beziehen. Allein die Nähe zu staatlichen Gebäuden ist für Schulz Indiz für Staatsnähe. Andere Gründe bleiben unberücksichtigt, beispielsweise der mögliche Wunsch nach einem repräsentativen Gebäude in Stadtmitte und nicht am Münchner Hauptbahnhof. Das Projekt scheiterte übrigens aus technischen Gründen. Ein anderes Beispiel ist die Behauptung von Schulz, dass der Journalist Bernhard Ücker „tendenziell bayerisch-konservative Kommentare“ verfasste. Die Problematik dabei ist, dass kein einziges Manuskript der Reihe „Aus dem Maximilianeum“ analysiert wurde. Wenigstens exemplarisch wären Beispiele erforderlich gewesen, die Behauptungen dieser Art belegen bzw. bestätigen. Auch Wertungen, wie beispielsweise, dass bei der Wahl des Rundfunkratsvorsitzenden der Rundfunkrat in zwei Lager gespalten war, erweisen sich als irreführend, wenn man sich die genaue Stimmverteilung in den Originaldokumenten ansieht. Alois Johannes Lippl wurde mit 20 Stimmen gewählt, sein Gegenkandidat erhielt 8 Stimmen. Einen gespaltenen Rundfunkrat zu suggerieren, scheint hier unangebracht.

Nach der bereits dargestellten Problematik mit der Publikation bzw. den darin aufgeführten Thesen ergibt sich schließlich noch eine grundsätzliche Frage. Schulz betont in seiner Untersuchung die „bedeutsamen bayerischen Kultursendungen“, die identitätsstiftend in Bayern gewesen sind und mehr oder weniger auf Anweisung der CSU ausgebaut wurden. Neben der Tatsache, dass der Bayerische Rundfunk nicht ausschließlich „bayerische Kultursendungen“ gesendet hat, ist die Frage, warum sollte ein Bayerischer Rundfunk keine bayerischen Kultursendungen produzieren und übertragen? Eben das regional aufgebaute Rundfunksystem in Deutschland bietet sich genau dafür an. Auch in den Rund-

funkanstalten der anderen Bundesländer ist und war die Vermittlung und Darstellung der jeweils eigenen regionalen Identität ganz alltägliche Realität.

Eine kritische Auseinandersetzung mit der Etablierung und Funktion von Rundfunk nach dem Krieg ist ein spannender Aspekt in der deutschen Nachkriegsgeschichte. Auch der Versuch staatlicher Einflussnahme auf das öffentlich-rechtliche Rundfunksystem gehört zur Entstehungsgeschichte. Diese Versuche gab es in jedem Bundesland, später auch durch Konrad Adenauer und das sogenannte „Adenauer-Fernsehen“ oder in Bayern durch Franz-Josef Strauß, der das Rundfunkgesetz novellieren wollte, um mehr politischen Einfluss zu nehmen – um nur einige Beispiele zu nennen. Aber der Diskurs zu diesem Thema kann nicht produktiv sein, solange nur Aspekte herausgegriffen werden, welche die eigene These bestätigen, und solange Thesen zwar aufgestellt, aber nicht belegt werden. Beim Konstrukt „öffentlich-rechtlicher Rundfunk“ ist eine Binnenpluralität systemimmanent und eine wissenschaftliche Arbeit, die sich vor dieser Tatsache verschließt, kann keine neuen Erkenntnisse bieten.

Sabine Rittner, München

Beate Meyer

Fritz Benscher. Ein Holocaust-Überlebender als Rundfunk- und Fernsehstar in der Bundesrepublik.

Göttingen: Wallstein Verlag 2017. 272 Seiten, 48 Abbildungen.

Nur wenigen Leserinnen und Lesern dürfte der Name Fritz Benscher heute noch ein Begriff sein. In den Nachkriegsjahren jedoch war Benscher beim Radio, später auch im Fernsehen bekannt und berühmt, gefeiert und gefürchtet. Er war ein satirischer Unterhaltungskünstler, ein vielseitig versierter Conférencier, ein kluger Quizmaster und witziger Moderator. Seine Radio-Stimme wurde spätestens mit den Autofahrersendungen des Bayerischen Rundfunks „Nimm's Gas weg“ und „Gute Fahrt“ prägend. Seine öffentlichen Auftritte und seine Theater-, Film- und Fernsehrollen machten den gebürtigen Hamburger zu einer prominenten Figur der Münchner Szene. Doch „Warum“ eine Biographie über diesen Mann schreiben (S. 9), fragt Beate Meyer im ersten Satz ihres gut 250-seitigen, kompakten Buches, das im Wallstein Verlag erschienen ist. Was folgt, ist ein in höchstem Maß des Understatements lakonisch als „Ein-

leitung“ übertitelter 15-Seiten-Text, der etwaige Bedenken sofort und komplett zerstreut. Denn schon in diesem hoch verdichteten, exzellent geschriebenen Essay gibt es die Möglichkeit, der Biographie und dem Schicksal eines jüdischen Mannes nachzuspüren, der – anders als der sehr viel jüngere Hans Rosenthal – sein Judentum ausstellte, in die Arbeit beim Nachkriegsrundfunk integrierte, der politisch arbeitete und sich öffentlich an vielen Zeitgenossen rieb, die mit militaristischen, nationalistischen, antisemitischen, den Holocaust leugnenden oder ihn verharmlosenden Ansichten die bundesrepublikanische Nachkriegsära beherrschten.

Beate Meyer ist eine versierte Zeithistorikerin und eine erfahrene Biographin. Seit langem arbeitet sie als Wissenschaftlerin am Institut für die Geschichte der deutschen Juden in Hamburg und legt Editionen und Studien vor. Die kleine, ein wenig bieder und hausbacken wirkende Veröffentlichung des Göttinger Verlags könnte man übersehen, sollte man aber auf keinen Fall. Das liegt an der speziellen Handschrift der Autorin. Diese könnte man an vielen Stellen aufzeigen, beispielhaft soll dies anhand der Seiten 38 und 39 verdeutlicht werden. Meyer schildert, was nach dem 30. Januar 1933 politisch geschah – dazu benötigt sie eine halbe Seite. Sodann geht es darum, was dies für den 29-jährigen jüdischen Schauspieler bedeutete und welche Gründe ihn zu diesem Zeitpunkt in Untersuchungshaft gebracht hatten. Die Leser werden eingestimmt: „unbestritten drohten ihm ab 1933 allortigen Probleme“ (S. 38). Dazu noch ein Bonmot Fritz Benschers aus dem Jahr 1959. Rückwirkend spitzte er nämlich später zu: „Leider hatte der ‚Führer‘ keine großen Sympathien für mich und verzichtete auf meine Mitwirkung“ (S. 39). Man erahnt die sprachliche Verklärung aus der zeitlichen Distanz. Doch Meyer geht noch weiter. Ein Problem von Benscher hatte weniger mit der großen Politik zu tun, nämlich die ungeklärten Umstände eines Brands in der väterlichen Lederwarenfabrik und das Sich-Absetzen der Eltern nach Marienbad, woraufhin die Staatsanwaltschaft ermittelte. Nach knapp zwei Seiten hat man als Leser einen Eindruck davon gewonnen, wie schwierig der jüdische Alltag im neuen „Reich“ werden konnte.

Es ist dieses durchgängige Verweben von persönlichen Entscheidungen und charakteristischem deutsch-jüdischen Lebensweg, von individueller Biographie und allgemeinen Zeitläuften, die das Nachspüren der „drei Le-

ben“ (S. 10) des Fritz Benscher so interessant und aufschlussreich machen: das seines ersten Lebens in Hamburg und Berlin bis 1933, das den Aufbruch ins künstlerische Milieu vor Augen führt; seines zweiten Lebens zwischen 1933 und 1945, das ebenfalls von Theater spielen geprägt ist, ab 1943 aber unter den bedrohlichen Umständen der KZs Theresienstadt, Auschwitz und Dachau; schließlich seines dritten Lebens, als er in Süddeutschland von der US-Armee befreit wird, bei Radio München eine beispiellose Karriere startet, sich bis weit in die 1950er leidenschaftlich politisch engagiert, umtriebig agiert und aneckt, prozessiert und mit spitzer Feder austellt.

Was für ein Leben – Firmeninhaber wider Willen, Schauspieler im Jüdischen Kulturbund, Sargtischler der Jüdischen Gemeinde in Hamburg bis 1943, KZ-Überlebender, Radio München-Allrounder seit Mai 1945, mit vorübergehenden Redeverboten belegter Satiriker, Filmgröße und Werbeträger für die Automarke NSU und das Reinigungsmittel Ajax, um nur einige der Stationen herauszugreifen. Man verfolgt als Leser jede Wendung dieses umtriebigen Schaffens. Mitunter bewundert man das Engagement und die Streitlust, mitunter schüttelt man verwundert den Kopf über die immer nächste Fehde, die ihn vor Gericht bringt, sowie über manche finanzielle Wagnisse, die Benscher eingeht. In mancher Hinsicht mag einem dieser Tausendsassa des Unterhaltungsbetriebs – der sich im Gegensatz zum jüdischen Medien-Macher Hans Rosenthal – exponiert, angreift und zum Angriff einlädt, sympathisch erscheinen. Spätestens in Hinblick auf seine Ehe wird auch der äußerst schwierige Charakter deutlich, denn nach der Hochzeit mit der 20 Jahre jüngeren Schauspielerin Annemarie Moser weist Benscher mitunter Züge eines psychisch labilen Patriarchen auf.

Die Lektüre von Beate Meyers Buch ist lohnenswert. Es stellt die Biographie des Unterhaltungskünstlers und schwierigen Menschen Fritz Benscher vor. Hier gelingt der Zeithistorikerin ein profunder Beitrag zum Thema ‚Jüdisches in den Medien nach 1945‘. Meyer nimmt einen auf eine spannende Zeitreise durch die deutsch-jüdische Geschichte seit Anfang des 20. Jahrhunderts und durch den Radio- und Fernsehbetrieb der westdeutschen Nachkriegsjahrzehnte mit.

Hans-Ulrich Wagner, Hamburg

Thomas Heimann

Freundschaft – Przyja . Kamerablicke auf den Nachbarn. Filmkulturelle Beziehungen der DDR mit der VR Polen 1945-1990.

Berlin: Bertz + Fischer Verlag 2016, 376 Seiten.

Der Untertitel der Publikation deutet an, bei der Studie von Thomas Heimann handele es sich um die erste umfassende Darstellung der filmkulturellen Kontakte zwischen der DDR und der Volksrepublik (VR) Polen. Der Blick auf das Inhaltsverzeichnis offenbart aber, dass bis auf das kurze erste Kapitel, in dem „Grundsätzliches“ zum Thema angerissen wird, die folgende Untersuchung sich auf Produktionen der Deutschen Film AG (DEFA) konzentriert, in denen diverse Dispositive der gemeinsamen, schwierigen Geschichte und eine recht überschaubare Anzahl von Gegenwartsthemen mit Bezug zu Polen¹ behandelt werden. Damit liegt das Augenmerk vorwiegend auf polnischen Motiven im DDR-Kino, während deutsche Motive in polnischen Kinofilmen anhand von drei Beispielen thematisiert werden, von denen zwei DDR-polnische Koproduktionen betreffen. Mit der gewählten Vorgehensweise wird die mediale Perspektive der DDR auf ihren östlichen Nachbar rekonstruiert, jedoch nicht die Beziehungsgeschichte der Kinematografien beider Länder.

Dass im anvisierten Zeitraum zwischen Kriegsende und Wiedervereinigung das polnische Kino für viele DDR-Cinéasten – wie Ralf Schenk in seinem Geleitwort schreibt – einen Sehnsuchtsort darstellte, lässt sich anhand des Buches nicht belegen. In Polen konnte man nicht nur wesentlich mehr wichtige Filme aus dem Westen sehen, auch das polnische Kino erschien ästhetisch anspruchsvoll und bei der Zustandsbeschreibung der Verhältnisse im real existierenden Sozialismus offener und kritischer als die DEFA-Produktionen. Obwohl das Land für die meisten DDR-Bürger als Vorbild für die Wechselwirkung von Film und intellektueller Debatte, Kino und Wirklichkeit gegolten habe, finden andere Aktivposten der polnischen Filmkultur jener Zeit wie die agilen Filmdiskussionsklubs (DKF) oder die alljährlichen Leistungsschauen des globalen Autorenkinos „Konfrontacje“ keine Beachtung. Heimanns Begriff der Filmkultur fokussiert auf die institutionellen Produktionsträger, kulturpolitischen Bedingungen und Hintergründe der Filmherstellung, nicht so sehr auf

¹ Die Anzahl der DEFA-Filme mit Gegenwartsbezug zu Polen ist noch geringer als die ohnehin schon geringe Zahl an Koproduktionen, die meistens politisch unverfängliche Themen aufgriffen.

den beidseitigen Vertrieb von Filmen, deren Festivalauswertung und Publikumsrezeption oder etwa auf die inoffiziellen Kontakte weiterer Akteure in dem filmkulturellen Feld.

Durch seine akribischen Archivrecherchen verfügt der Autor über einen profunden Überblick, zitiert aus einer Fülle an wichtigen Dokumenten, die er erstmalig für die Forschung bereitstellt, und fächert so ein reichhaltiges Quellenmaterial von großer Spannweite auf, das zu einer, wie es im Klappentext heißt, „komplexen Zusammenschau“ aufbereitet wird. Betrachtet man die Quellen genauer, wird ersichtlich, dass fast ausschließlich auf deutsche Archivmaterialien und Forschungsliteratur rekurriert wird, was die beschriebene Asymmetrie der (ostdeutschen) Forschungsperspektive widerspiegelt. Hinzu kommt, dass Heimann seiner Untersuchung keine These voranstellt, die das Material hinsichtlich der möglichen Interpretationen und Erkenntnisse methodisch strukturieren helfen würde.

Bei diesem Thema naheliegende Konzepte, wie die vergleichenden und transferorientierten Forschungsansätze oder die multiperspektivische Betrachtungsweise einer *histoire croisée*, die der Herausforderung des Transnationalen folgend die Filmgeschichte als Überkreuzung und Verflechtung begreift, kommen nicht zur Anwendung. Das Ziel multiperspektivischer Geschichtsschreibung liegt aber gerade darin, die Begrenzung der Perspektive auf den Nationalstaat zu überwinden, indem wechselseitige Transfers zweier oder mehrerer Untersuchungsobjekte in den Fokus genommen werden, um die gegenseitigen Einflussnahmen und Rezeptionsmechanismen zu reflektieren. Der übliche singuläre Beobachtungspunkt, der die Gefahr in sich birgt, einseitige Ergebnisse hervorzu- bringen, wird durch die Analyse aus verschiedenen Blickrichtungen abgelöst. Das Fehlen einer breiteren theoretischen Untermauerung, in deren Rahmen die strukturellen und transnationalen Aspekte der filmkulturellen Beziehungen behandelt und deren Einordnung im transnationalen Feld² vorgenommen werden

.....
² Für die transnationalen Aspekte der filmkulturellen Beziehungen der DDR könnten etwa die ganz neuen Veröffentlichungen von Pavel Skopal zu den Kontakten zwischen der DEFA und seinem tschechischen Pendant, den Barrandov Studios, hinzugezogen werden: z.B. „The Pragmatic Alliance of DEFA and Barrandov: Cultural Transfer, Popular Cinema and Czechoslovak-East German Co-productions, 1957–85“, in: *Historical Journal of Film, Radio and Television* 38/1 (2018), S. 133–146.

könnten, stellt in Frage, ob man dem wechselseitigen Verhältnis der Untersuchungsobjekte so gerecht werden kann.

Seinen Materialfundus teilt der Autor je nach dem Bezug der bearbeiteten Produktionen zu Polen nach Themen und Formaten, Geschichts- bzw. Gegenwartsbezügen oder Produktionszusammenhängen in mehrere thematische Blöcke ein. Jedes Kapitel besteht aus einer Vielzahl von Unterkapiteln, die in der Regel einem fiktionalen Werk oder auch anderen Darstellungsformen gewidmet sind. Einerseits verdankt sich dieser Anordnung das breite Spektrum berücksichtigter Gattungen: von Kino- und Fernsehspiel Filmen, Fernsehserien und Wochenschauen, Reportagen und Dokumentarberichten bis hin zu Kinderfernsehen und Trickfilmen. Andererseits verleiht sie dem Buch den Charakter eines informativen Nachschlagewerks mit Angaben zu den Filminhalten und Produktionskontexten sowie einigen Interpretationsversuchen, die je nach Bedarf abschnittsweise konsultiert werden können, eine systematische Lektüre aber eher erschweren.

Am Anfang des Buches steht das Sujet der deutschen „Umsiedler“ aus den ehemaligen Ostgebieten im Zentrum. Seine Verbindung zu Polen erscheint marginal, werde dabei doch die Herkunft der Neuankömmlinge, wie der Autor selbst bemerkt, selten thematisiert. Warum das nächste Kapitel zu den Filmen über den Zweiten Weltkrieg unchronologisch nachgeordnet ist, erschließt sich ebenso wenig. Dieser längste Buchabschnitt mit Besprechungen von zwölf Kinofilmen und einigen historischen Serien des DDR-Fernsehens ist mit interessanten Informationen zu den Produktionshintergründen angereichert: wie im Fall des Kriegsdramas „Der Aufenthalt“ (1982), dessen Herstellung von Auseinandersetzungen der Kulturfunktionäre beider Länder begleitet war, da in einer Szene der deutsche Protagonist von einem polnischen Offizier verhört wird und die polnische Seite dadurch eine Image-, „schädigende“ Umkehrung des Opferstereotyps befürchtete.

Im folgenden Kapitel mit Gegenwartsstoffen werden zum einen DEFA-Klassiker wie „Die Schlüssel“ (1973) einer den Stand der Forschung erweiternden Analyse unterzogen, zum anderen gescheiterte Projekte vorgestellt. Das letzte Kapitel beschäftigt sich mit Koproduktionen sowie mit produktionstechnischen Dienstleistungen der DEFA, die etwa bei „Die letzte Etappe“ (1948) von Wanda Ja-

kubowska in Anspruch genommen wurden, obwohl es ursprünglich Pläne für eine Koproduktion gegeben hat. Ergänzend kommen hier zwölf sehr disparate Projekte zum Vorschein, neben in Koproduktion entstandenen Sci-Fi-Breitwandepics, Literaturadaptionen und Unterhaltungsfilmern auch Propagandastreifen, Sportreportagen, Trickfilme und sogar Kindersendungen.

Das Buch vermag durch seine überwältigende Fülle an Fakten- und Detailwissen wie auch die große Spannweite untersuchter Produktionen und ihres historischen Umfelds als ein wichtiges und kenntnisreiches Nachschlagewerk mehr als zu überzeugen. Um in der Bestandsaufnahme der filmkulturellen Beziehungen zwischen der DDR und der VR Polen über die vielen gut dokumentierten Case studies hinauszudeuten, hätte es aber eines theoretisch-methodischen Zugriffs bedurft, mit dessen Hilfe dem reichhaltigen Material auch strukturierte Antworten auf Fragen zu grenzübergreifenden Erklärungszusammenhängen abzugewinnen wären. Die Pluralität der Betrachtungsperspektiven und symmetrisch vergleichende Analyseverfahren würden hierbei die historische Erkenntnisgewinnung weiter befördern können.

Margarete Wach, Köln

Richard Oehmig

»Besorgt mal Filme!« Der internationale Programmhandel des DDR-Fernsehens

(Reihe: Medien und Gesellschaftswandel im 20. Jahrhundert (hg. von Frank Bösch und Christoph Classen), Bd. 7)

Göttingen: Wallstein Verlag 2017; 223 Seiten.

Oehmig liefert einen gut strukturierten, chronologisch aufgebauten, auf breiter Quellenbasis erstellten und den gesamten Zeitraum des Deutschen Fernsehfunks umfassenden Forschungsbeitrag zum Programmhandel des DDR-Fernsehens. Besonders wertvoll an seiner knapp 200-seitigen Gesamtdarstellung ist die Berücksichtigung der engen Verzahnung medien-, technik- und institutionengeschichtlicher Entwicklungen vor dem Hintergrund spezifischer Ausprägungen der sozialistischen Kulturpolitik in der DDR. Gleichzeitig rückt er die Entwicklungslinien des Programmhandels in den Kontext internationaler Veränderungen des Film- und Lizenzhandels und analysiert die sich daraus ergebenden Handlungsbedingungen des DDR-Fernsehens.

Er unterscheidet die Entwicklung des Programmhandels in drei Phasen. Die erste Phase von 1952 bis 1965 beschreibt er als geprägt von der Unterschätzung des neuen Mediums durch die etablierten Filminstitutionen des Lichtspielwesens – eine Ausgangslage, die die Anstrengungen des neuen Mediums erschwerten, selbstständig Filmeinkäufe zu steuern. Die zweite Phase verortet er zwischen 1965 und 1982 und qualifiziert sie als expansive Phase des Mediums Fernsehen. Aufgrund des hohen Programmbedarfs entfaltete sich das internationale Programmtransfersystem. Gleichzeitig nahmen ökonomische Erwägungen und Zwänge bei der Auswahl internationaler Programminhalte zu. So weist Oehmig darauf hin, dass die sozialistischen Länder ihre produzierten Filme zunächst in kapitalistische Länder exportierten, bevor das DDR-Fernsehen zum Zug kam. Zusätzlich hatte das Lichtspielwesen immer noch das Vorkaufsrecht (S. 156). Auf der anderen Seite nahmen in dieser Phase die Exportbemühungen des DDR-Fernsehens zu.

Zu dieser Zeit stellt Oehmig bereits die Abhängigkeit der DDR von Entwicklungsdynamiken der Weltwirtschaft und deren Konkurrenzverhältnis fest. Die dritte Phase (1981-1990/91) ist von einem enormen Bedeutungszuwachs des Bereichs Internationaler Programmaustausch (IPA) geprägt, der vor dem Hintergrund der Programmreform 1982 (Ausbau 2. Programm zu einem Vollprogramm und Ausrichtung auf Massenwirksamkeit) bereits 1983 zu 60 Prozent das Gesamtprogramm stemmte (S. 160). Oehmig stellt diese Entwicklung in den Kontext einer zunehmenden kulturpolitischen Orientierungslosigkeit bei einem gleichzeitigen Anstieg ökonomischer Zwänge. Der DFF versuchte in dieser Phase, „westliche Standards“ in das planwirtschaftliche Mediensystem zu überführen (S. 166). Das Exportmodell basierte auf einer Expansion des Dienstleistungssektors (Auftragssynchronisationen/Koproduktionen mit westlichen Firmen), was laut Oehmig aufgrund der Wachstumsorientierung zwar wirtschaftlich zukunftsfähig war, aber in zunehmendem Widerspruch zu den einstigen kulturpolitischen Zielen stand.

Mit dieser Studie wird einmal mehr dargelegt, dass die DDR in ihren ökonomischen Handlungen alles andere als ein abgeschotteter Binnenmarkt war. Vielmehr muss sie als ein global handelnder Akteur betrachtet werden, der in seinen spezifischen Strategien im Verlauf der Zeit zunehmend den Regeln eines

ökonomischen Pragmatismus folgte, statt ideologischen Ansprüchen den Vorrang zu geben. Dieser Aspekt hätte allerdings stärker an Forschungsergebnisse aus anderen Bereichen rückgebunden werden können. In der Arbeit wird die Trans- und Internationalität des ökonomischen Handelns der DDR zu sehr als mediensystemimmanentes Phänomen eingeordnet. Dass die DDR auch in Bezug auf andere Konsumgüter globale und vor allem zunehmend pragmatisch ausgerichtete Handelsaktivitäten unternahm, bleibt in Oehmigs Studie unerwähnt.

Hervorzuheben ist allerdings, dass Oehmig in der Darstellung der Entwicklung von einem ideologiegeleiteten Programmimport des DDR-Fernsehens bis in die 1960er Jahre hinein hin zu einer zuschauerorientierten Programmgestaltung ab den 1970er Jahren nicht nur auf die veränderten ökonomischen Handlungsprinzipien des Bereichs Programmaustausch und Film (bzw. IPA) eingeht. Er legt detailliert dar, wie diese Handlungsprinzipien unter den Bedingungen des Sozialismus in der DDR umgesetzt worden sind: Durch die Aktivitäten einzelner Akteure und ihrer internationalen Netzwerke.

Besonders anschaulich stellt Oehmig das am Beispiel der Figur Hans-Joachim Seidowsky dar, der 1973 die Leitung des Bereichs Programmaustausch und Film übernahm und bis zuletzt prägte. Oehmig schildert, wie dessen umfangreiche Verbindungen in den Westen einerseits, die Zusammenarbeit mit der Staatssicherheit andererseits und dann seine zahlreichen unkonventionellen Methoden der Ressourcenbeschaffung schließlich zu einem gewissen Erfolg führten.

Dafür, dass Oehmig eingangs ein ganzes Theoriekapitel (Kap. 2 „Begriffe und Konzepte“, S. 18-42) den Begriffen „Kulturtransfer“, „kulturelle Übersetzung“ und „inter- und transkulturelle Kommunikation“ widmet, spielen die Begriffskonzepte eine erstaunlich geringe Rolle in seiner darauf folgenden Überblicksdarstellung zum Programmhandel des DDR-Fernsehens. So vermisst man, wenigstens im „Resümee“ am Ende seiner Studie (S. 191-198) noch einmal eine kurze Rückbindung an die Vorteile der verworfenen oder verwendeten Begriffe.

Eine kleine kritische Anmerkung, die die Gesamtleistung Oehmigs aber nicht schmälert: Auf S. 132 wird die Sendereihe „Da lacht der Bär“ als Beispiel für die Neuausrichtung des

Programms in den 1970er Jahren aufgeführt. Hierbei handelt es sich allerdings keineswegs um eine Neuerung des DDR-Fernsehens dieser Zeit, sondern um eine der frühesten Unterhaltungsshow, die es in der DDR gab und die bereits in den 1950er Jahren ausgestrahlt wurden.

Insgesamt hätte eine detailliertere Betrachtung der Jahre 1990 und 1991 mit der außergewöhnlichen Rahmenbedingung, dass der DFF noch ca. 15 Monate im wiedervereinigten Deutschland fortbestand, die Studie abgerundet. Die Untersuchung dieser Zeit hat leider nur cursorischen Charakter und ist auf die Auflösung der verschiedenen Rahmenverträge fokussiert. Selbst wenn die möglicherweise unübersichtliche Aktenlage in der Zeit die Ursache für diese Darstellungslücke ist, hätte immerhin eine Erwähnung dazu einen informationellen Mehrwert für den Leser gehabt.

Alles in allem bietet Oehmig dem Leser eine komplexe, sprachlich ansprechende, mit zahlreichen Filmbeispielen und Zwischenfazit angereicherte Überblicksdarstellung zum Programmhandel des DDR-Fernsehens.

Julia Weber, Berlin

Wolfgang Pensold
Zur Geschichte des Rundfunks in Österreich. Programm für die Nation
 Wiesbaden: Springer VS 2018, 281 Seiten.

„Zur Geschichte des Rundfunks in Österreich“ spannt einen beinahe hundertjährigen zeitlichen Bogen von ersten Radio-Sendeversuchen in den frühen 1920er Jahren bis zum ORF der späten 2010er. Wolfgang Pensold, Kustos für historische Medien im Technischen Museum Wien, legt denn auch einen Schwerpunkt auf die technische Entwicklung. Durch zahlreiche Abbildungen wird versucht, die Vergangenheit anschaulich zu machen. Selbst die Preise für die ersten Empfangsgeräte (leider ohne konkreten Bezug zur zeitgenössischen Kaufkraft) werden vermerkt. Trotzdem wird deutlich, dass – wie übrigens auch beim Fernsehen – dem neuen Massenmedium durch die Haushaltseinkommen zu Beginn erhebliche Schranken gesetzt waren.

Detailgenauigkeit und Akribie im Umgang mit Belegen sind wesentliche Merkmale dieses Buches. Es beschreibt erste bereits 1923 stattfindende Versuchssendungen durch Geräteproduzenten, die 1924 in eine konzessionierte

privatrechtlich organisierte Rundfunkanstalt münden, deren Aktionäre aber überwiegend aus dem staatsnahen Bereich kommen. Um die einzelnen hier präsentierten Fakten verstehen zu können – etwa eine Kritik von 1929, dass wichtige inländische Tagesereignisse in der Radioberichterstattung totgeschwiegen würden (S. 21) – bedarf es aber Wissen über die politischen Machtblöcke der Ersten Republik. Dieses wird hier allerdings mehr oder weniger vorausgesetzt.

Der Weg Österreichs in den Austrofaschistischen Ständestaat ab 1934 ist von etlichen regionalen Ereignissen, Zusammenstößen zwischen Polizei und Demonstrierenden sowie von paramilitärischen Wehrverbänden der Parteien über Jahre geprägt. Nur hieraus ist zu verstehen, weshalb sich das „Radio Schritt für Schritt zu einem Sprachrohr totalitärer Politik“ (S. 49) ab den frühen dreißiger Jahren entwickelte. Die politischen Spannungen mit Nazi-Deutschland ab 1933, die auch unmittelbare Auswirkungen auf politische Regelungen des Radios hatten (S. 52 f.), der vorerst vergebliche Putschversuch von NSDAP-Anhängern 1934, der als historische Premiere mit einem Überfall auf Radio Wien begann (S. 62f.) sind gut dokumentiert, aber dennoch zu wenig in einen nachvollziehbaren Kontext eingeordnet. Mit der politischen Situation der österreichischen Zwischenkriegszeit weniger Vertraute hätten von ergänzenden Hintergrunddarstellungen zweifellos profitiert.

Das Kapitel über den „Reichsrundfunk“, zu dem österreichische Sender ab 1938 gehörten, beschreibt einerseits wiederum die Formen und Verbreitung der Empfangsgeräte und folgt andererseits den vom gleichgeschalteten Radiojournalismus transportierten Propagandaereignissen (Berichterstattung über Novemberpogrom, Frontberichterstattung, Sportpalastrede von Goebbels). Grundsätzlich kann die Darstellung hier an voraussetzbares historisches Wissen anknüpfen.

In der unmittelbaren Nachkriegszeit wird der österreichische Rundfunk zum verstaatlichten Betrieb, dessen Programme allerdings der Aufsicht der Alliierten in den jeweiligen Zonen unterstehen. Die Darstellung des Wiederaufbaus ist hier wiederum schwerpunktmäßig auf den Markt der Radioapparate fokussiert. Auch die Erörterung der rundfunkpolitischen Debatte (staatliche oder privatrechtliche Verfassung, S. 119 ff.) folgt einem rein chronologischen Ablauf, wodurch eine strukturelle Gesamtschau gegenüber einzelnen Details

(z.B. Darstellung der Positionierung von Zimmerantennen und „Fernsehleuchten“, S. 156) in den Hintergrund tritt. Die spannende und auch angesichts der Digitalisierung aktuelle Frage, ob jeweils neue Medien bestehende substituieren, wird nur anhand zeitgenössischer Dokumente – gerade auch im Zusammenhang mit dem ab 1955 in Österreich eingeführten Fernsehen – diskutiert.

Die Verfasstheit des österreichischen Rundfunks, seit 1958 eine GesmbH im Besitz der öffentlichen Verwaltung mit entsprechender parteionaher Personalpolitik und Berichterstattung, wird 1964 durch ein von den großen Zeitungen initiiertes Volksbegehren erschüttert: 1966 beschließt das Parlament ein Rundfunkgesetz, das sich zum öffentlich-rechtlichen Prinzip bekennt und den ORF konstituiert. In der Betrachtung dieses Ereignisses und der anschließenden Ära des langjährigen Generalintendanten Bacher wie auch der Medienpolitik unter Bundeskanzler Kreisky wächst die Darstellung über die sonst vorherrschende Präsentation von Zitaten, Einzelfakten und Anekdoten hinaus zu einer Behandlung der gesellschaftspolitischen Aufgaben des Rundfunks.

Die folgenden Kapitel bewegen sich allerdings wieder auf der Ebene der mit dem ORF unmittelbar verknüpften Einzelereignisse. Die Etablierung des privaten Hörfunks, später des Fernsehens, wird nur kurz (S. 224, 227) erwähnt. Die Medienregulierung in einem kompetitiven europäischen Markt wird nur ORF-spezifisch angesprochen (S. 242). Ein Überblick über die Genese kommerzieller Rundfunkveranstalter wie auch „Freier Radios“ fehlt erstaunlicherweise.

Der Ausblick auf die „Digitale Revolution“ bildet den Ausklang. Auch hier wäre eine wenn schon nicht medientheoretische, dann aber doch medienregulatorische Konkretisierung im Sinne der aktuellen Debatte (in welcher Weise darf der öffentlich-rechtliche Rundfunk Streaming anbieten, Bedeutung Sozialer Medien, Zulässigkeit kombinierter Werbe- und Gebührenfinanzierung) eine hilfreiche Ergänzung gewesen.

Roman Hummel, Wien

Thomas Beutelschmidt

Ost-West-Global. Das sozialistische Fernsehen im Kalten Krieg

Leipzig: VISTAS Verlag 2017, 499 Seiten.

Der Buchtitel verspricht Maximales. Die anspruchsvolle Studie von Thomas Beutelschmidt ist entstanden am Zentrum für Zeit-historische Forschung (ZZF) in Potsdam im Kontext des Forschungsprojektes „Transnationale Medienbeziehungen in Europa: Internationaler Programmaustausch und kultureller Transfer als Bausteine europäischer Medienkultur“. Sie reiht sich ein in eine Reihe jüngerer Publikationen, etwa von James Schwoch zum globalen Fernsehen¹ oder von Werner Faulstich zur Mediengeschichte des 20. Jahrhunderts². Frühere Untersuchungen konnten aufgrund eingeschränkter Zugangsmöglichkeiten zu Archivquellen und wegen politischer Begrenzung nur Teilergebnisse aufweisen.³

Im Sinne der *histoire croisée* strebte der Autor zu einer interdisziplinär orientierten Mediengeschichte zur Auflösung der „halbierten Globalisierung“ mit Ende des östlichen Systemblocks 1990/91. Sein Ausgangspunkt war die bereits in den fünfziger Jahren getroffene Feststellung, dass der „Eiserne Vorhang“ zwischen den Machtblöcken im Kalten Krieg im Hinblick auf das grenzüberschreitende Fernsehen „a porous one“ gewesen war (S. 7). Wenn dies in der Forschung allgemein geteilt wird, so sind doch gerade die blockübergreifenden Telekommunikationsverbindungen nur unzureichend erforscht, etwa zum kontinuierlichen Nachrichtenaustausch, zum Filmhandel oder zu gemeinsamen Übertragungen sportlicher, politischer wie kultureller Großereignisse. Beutelschmidt konstatiert in einer einführenden Forschungsgeschichte einen „traurigen Befund“, der sich bedauerlicherweise noch bis in jüngste Darstellungen fortsetze (S. 13).

Im Kapitel zur Organisationsgeschichte (S. 119ff.) zeichnet der Autor den Weg nach von der im Juni 1946 in Brüssel auf maßgebliches Betreiben der UdSSR unter bereits weltpolitisch fragilem Konsens neu gebildeten Internationalen Rundfunkorganisation OIR (daher ihre französische Bezeichnung „Organisation Internationale de Radiodiffusion“),

1 James Schwoch, *Global TV. New Media and the Cold War 1946-1969*, Champaign 2009.

2 Werner Faulstich, *Die Mediengeschichte des 20. Jahrhunderts*, München 2011.

3 Siehe zum Stand der Forschung bei Beutelschmidt, S. 11ff.

deren Aufgabengebiet im Juni 1959 auf die Television ausgeweitet wurde (OIRT). Daraus ergab sich schlüssig auch die ideologisch-politische Aufgabenstellung der Organisation im Kalten Krieg, was sich nach wachsenden Spannungen in der Verlegung des OIR-Sitzes von Brüssel nach Prag 1948 und im Austritt der westeuropäischen Organisationen, der Maghrebstaaten und der Türkei aus der OIR widerspiegelte. Diese bildeten auf Initiative der britischen BBC im Februar 1950 den Europäischen Rundfunkverein (UER/EBU) mit Sitz in Genf und Brüssel. Die Bundesrepublik schloss sich diesem im Mai 1952 an, die DDR verblieb als Gründungsmitglied in der OIR.

Deutlich wird in der Untersuchung zweierlei: Television- und Rundfunkvernetzung der OIR/OIRT bedeutete Weiterführung der Außenpolitik des selbst ernannten „Weltfriedenslagers“ unter Führung der UdSSR und sie war, trotz ihres globalen weltumspannenden Anspruchs, gerade deshalb auch darin beschränkt: Während sich die OIR 1955 noch als internationale Rundfunkorganisation im Ätherkrieg feierte (S. 23), wurden mit dem Austritt der VR China 1963 aus der OIRT die machtpolitischen Interessenskonflikte manifest: das Ringen um politischen Einfluss auf die unabhängig gewordenen Kolonien auf der arabischen Halbinsel, in Ostasien und auf dem afrikanischen Kontinent. Das bedeutete nicht nur Ansehensverlust der OIRT im Kampf um internationale Anerkennung in der kapitalistischen Welt, sondern auch Einschränkungen im Zugriff auf die technische Infrastruktur in Ostasien, verbunden mit dem „nicht geringen Ausfall“ der chinesischen (und weniger der albanischen) Mitgliedsbeiträge (S. 26).

Am Beispiel des Fernsehfunks der DDR im letzten Kapitel exerziert Beutelschmidt in ausgewählten Länderexkursen diese außenpolitische Strategie der OIR/OIRT durch und zeigt deren Leistung wie Begrenztheit auf; so etwa am Beispiel Ägyptens, dass sich zunächst in den fünfziger Jahren während der Suez-Krise 1956/57 unter Nasser unter sowjetischem Einfluss begab bis zum Bruch mit der UdSSR unter Sadat 1972 (S. 317ff.).

Nicht unbedingt eine neue Erkenntnis ist sicherlich die Feststellung Beutelschmidts, dass die Bemühungen mit dem 1960 gebildeten Netzwerk INTERVISION, auf Programmebene Einfluss und Ansehen durch Kooperationen mit der EUROVISION zu mehren, äußerst begrenzt blieben. Seit der Gründung übernahmen die angeschlossenen OIRT-Mit-

glieder „in allen Programmgestaltungen immer mehr Sendungen von der EUROVISION“, wohingegen sich die westlichen Importe in den INTERVISION-Bereich durchgehend auf einem erheblich niedrigeren Niveau bewegten (S. 95f. und ausführlich S. 178ff.).

Doch dem Autor gelingt im Kapitel zur Programmgeschichte eine fundierte Analyse der komplexen Infrastruktur und der Ablaufprozesse, die eine stabile Grundlage für weitere Forschungsarbeiten bereitstellt, etwa den Gründungsprozess der INTERVISION durch die vier europäischen OIRT-Mitglieder ČSR / ČSSR, Ungarische Volksrepublik, VR Polen und DDR, die der OIRT außen- und medienpolitisch im Westen Anerkennung verschaffte. Und er arbeitet dezidiert die Gründe für diese Asymmetrie im Programmaustausch heraus, wie ihre gegenüber dem Westen deutlich geringere Leistungsfähigkeit (S. 205f.). Gerade hier dürfte auch Anschlussforschung von Nutzen sein, etwa in direkten Vergleichsstudien zwischen EUROVISION und INTERVISION jenseits aller Ideologielastigkeit im Programmangebot.

Dass die OIRT-Mitgliedsländer kaum dem globalen kapitalistischen Weltmarktdruck standhalten konnten, illustriert recht deutlich das Kapitel zur Technikgeschichte (S. 235ff.). Beutelschmidt leitet etwa am Beispiel der politischen Krise in der ČSSR 1968 überzeugend her, dass der sicherheitspolitische Nutzen der elektronischen Kommunikationsstrukturen gegenüber dem zivilen Kommunikationsinteresse der Bevölkerung Vorrang hatte (S. 239ff.). Trotz provisorischer technischer Lösungen hatte es der OIRT-Verbund immerhin geschafft, Verbindungsstrecken bis nach Baku in Aserbeidschan bereitzustellen, so dass selbst die mittelasiatischen Sowjetrepubliken im Laufe der sechziger Jahre an das EUROVISION-Netz angeschlossen waren, mit einer auch im Westen akzeptierten Bildqualität (S. 250ff.). Spätestens aber bei der Nutzung von Satellitentechnik gerieten die OIRT- und INTERVISION-Mitglieder endgültig ins Hintertreffen gegenüber dem Westen und konnten, so der Autor, letztlich kein Erfolgsmodell eines international wettbewerbsfähigen Mediensystems sein (S. 408).

Im Hinblick auf die Medienpolitik der DDR, des „ewigen Juniorpartners“ der UdSSR, plädiert Beutelschmidt in seinen abschließenden Bewertungen über die Leistungen der DDR im Rahmen der OIRT für Differenzierung. Wenn vieles in der Programmtätigkeit und im medi-

enpolitischen Handeln der OIRT letztlich nur illusionistische Propaganda war, so ist dem DDR-Fernsehen auch fundamentale technische, organisatorische und ideell politische Hilfeleistung in der Entwicklung nationalstaatlicher Televisionen ehemaliger Kolonialländer jenseits politischen Kalküls zuzugestehen.

Sicherlich hatte das DDR-Fernsehen im OIRT-Vergleich nach der SU überproportional zum internationalen Programmaustausch beigetragen (S. 397). Aber konnte es in Zeiten einer politisch geteilten Welt so etwas wie ein internationalistisches Fernsehen geben? Das bezweifelt der Autor. Denn im Allgemeinen orientierten sich die Fernsehorganisationen der OIRT doch eher an nationalen Traditionen, journalistischen Maßstäben und an ihrem jeweiligen Verständnis von Unterhaltung und Fiktion (S. 410), und allzu sehr war die OIRT von den imperialen Interessen der UdSSR geleitet.

Der Charakter eines Nachschlagewerks zu diesem Kapitel globaler Mediengeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts zeigt sich nicht nur an der über fünfzig Seiten starken Titelliste gedruckter Publikationen, sondern auch in der immensen Archivarbeit. Der Autor wertete die relevanten Bestände im Bundesarchiv Berlin und im Deutschen Rundfunkarchiv in Potsdam und Frankfurt a.M. aus, arbeitete im OIRT-Bestand des tschechischen Fernsehens in Prag, wo sich bis 1992 der Sitz befunden hatte und wertete schließlich in Genf beim Sitz der UER/EBU die unerschlossene Korrespondenz mit der OIRT aus.

Die Studie wird abgerundet von einem ausführlichen Anhang mit den internationalen medienpolitischen Verträgen des DDR-Fernsehens, den internationalen OIRT-Festivals und -Wettbewerben, Programmzyklen der INTERVISION und Sonderprogrammen. Auch hier bieten sich vielfältige Fragenanschlüsse an, etwa wie Erinnerung an den Beginn des Zweiten Weltkrieges und oder an das Kriegsende von den Televisionverbänden in Ost und West programmpolitisch behandelt wurden. Leider ist angesichts der Menge von Institutionen und Gremien im Register das Abkürzungsverzeichnis (S. 495) etwas zu knapp geraten; ein ausführlicheres wäre sicher von Nutzen gewesen. Aber das schmälert nicht die Leistung des Autors.

Thomas Heimann, Speyer